

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 13.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

1880.

[1879]

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von Rudolph von B.

(Fortsetzung.)

Der Cigarrenreisende Schneider — unsere Leser wissen, daß der Dienstmann Willisch in den Stunden seiner extraordinären Thätigkeit als geheimer Geschäftsträger des Herrn Schweder sich also nannte — beschleunigte an der nächsten Ecke seinen Schritt ganz auffallend, zu gehen schien ihm zu langsam, er lief beinahe.

An einem kleinen Hause in einer kleinen Querstraße — dem Rittergäßchen — angelangt, hielt er einen Augenblick an, schaute sich um und schlüpfte dann rasch hinein. Im ersten Stockwerk — es war auch das letzte, denn das Haus war einstöckig — klopfte er an eine Thür, an welcher das vor kurzem erst durch die Abendwolken hindurchgedrungene Mondlicht den mit großen, schwarzen Frakturbuchstaben auf weißer Glanzpappe gedruckten Namen Packert matt, aber doch bis zu leidlicher Lesbarkeit beleuchtete.

Ein tiefer Paß grunzte mehr als er rief: „Herein!“

Willisch trat hastig ein.

„Gut'n Abend, Better!“ sagte Willisch. „Ich will mir blos meine Bluse über'n Rock ziehen, ich hab' noch 'ne Dienstmannskommission.“

Damit stellte er seinen Cylinderhut auf ein Wandbrett neben einen Berg von Tellern und Tassen, nahm, als ob er hier ganz zu Hause wäre, hinter einem eine Nische verhüllenden grünen Vorhange eine blaue Bluse und eine Dienstmannsmütze hervor und zog sich die Bluse über seinen „noblen“ Leberzieher.

Der Mann, welcher auf einem kleinen Sopha, der Thür gegenüber, halb liegend saß und aus einer langen Weichselrohpfeife riesige blaugraue, unangenehm riechende Rauchwolken hervorjagte, um das kleine, niedere Zimmer damit bis zum Ersticken zu füllen, erwiderte den Gruß garnicht erst und blieb liegen, wie er lag. Dafür regalirte er seinen Better Willisch mit ein paar grunzenden Bemerkungen:

„So? Ist man also, seit man als Lohndiener bei der sogenannten feinen Sippchaft krumme Budel und lange Finger macht, noch nicht selber zu sein geworden, um noch spät abends den Dienstmann zu spielen? Na, 's wird jedenfalls 'nen schönen Groschen zu verdienen geben — verdienen nennt man's und erlungern sollt' man's nennen; so 'n patentirter Tagedieb von Dienstmann weiß immer, wo er bleibt, das weiß die Schodschwerenoth — die Kerle kommen alle zu was!“

Willisch war über derartige Grobheiten himmelhoch erhaben, er lachte blos:

„Du bist viel eher 'n patentirter Grobian, Better Packert, als ich 'n dito Tagedieb; ich muß mich noch stundenlang schinden,

wenn du schon lange auf dem Sopha herumlungerst, um zu reden, wie du selber redst, Better Packert. Adieu, Better, grüß mir die Mathilde!“

Der Abschiedsgruß blieb ebenso einseitig, als der der Ankunft. Packert, der das Bedürfniß fühlte, sich mit irgendwem gründlich herumzuzanken, und sich in der Hoffnung, der Better werde ihm dazu wenigstens ein halbes Stündchen still halten, zu seinem großen Aerger getäuscht sah, grunzte dagegen: „Hol' den Kerl der Teufel. Hält das ohnehin hundemäßig kalte Loch von 'ner Wohnung für 'nen Taubenschlag, in dem jeder Spaß so mir nichts dir nichts aus- und einfliegt. Die Mathilde hat den Kerl verwöhnt; muß 'n gelegentlich 'mal die Treppe runterbugsilren, damit ich die auf einmal wieder so dick gewordene Freundschaft wieder auf 'ne Weile los werde.“

Willisch war, als der Better Packert mit dieser lebenswürdigen Begrüßung seines in der That seit kurzem auffällig häufig gewordenen Besuches fertig geworden, längst über alle Berge. Er hatte wieder einen Dauerlauf begonnen, der ihn mit großer Geschwindigkeit kreuz und quer durch eine Reihe von Straßen und Gassen, durch Durchgänge und Höfe hindurchführte. An einem großen, alten, aber noch sehr vornehm aussehenden Hause in der innern Stadt machte Willisch auf seiner anstrengenden Tour von neuem Station. Es war das uralte Patrizierhaus, dessen Parterre und erstes Stockwerk der Justizrath Wichtel bewohnte. Willisch zog nicht an der Glocke, die ihm das große Hauptportal geöffnet hätte, sondern öffnete und schloß hinter sich eine kleine, in den Hof führende Nebenpforte.

Diesmal hielt er sich länger auf, als bei dem Better Packert. Erst nach einer Viertelstunde ungefähr erschien er wieder in der kleinen Pforte; aber jetzt schien er es womöglich noch eiliger zu haben, als zuvor. Er steckte die rechte Hand in den Mund und ließ einen gellenden Pfiff ertönen; dann lief er, so rasch er konnte, in der Richtung auf den nächsten Droschkenstandplatz zu.

Das Pfeifen hatte seinen Zweck erreicht. Auf dem halben Wege kam dem geschäftseifrigen Dienstmann in raschem Trabe eine Droschke entgegengefahren. Er stieg zu einiger Verwunderung des Kutschers selber in den Wagen, nachdem er ihm zugerufen hatte:

„Recht rasch nach der kleinen Promenade Nummer sieben!“

Der Droschkenkutscher schien wenig erbaut. „Deswegen häßt'it du auch nicht so 'n Lärm zu machen brauchen, Bruder Dienstmann,“ bemerkte er.

„Du wirst heute durch mich wahrscheinlich noch viel mehr verdienen; tröst' dich und fahr' so geschwind, als dein Gaul es überhaupt noch kann,“ erwiderte Willisch.

Die Aussicht auf einen tüchtigen Verdienst, vielleicht auch die Enttäuschung über die Geringschätzung seines getreuen Koffes, welche aus des Dienstmannes Worten herausgellungen hatte, mochten den Droschkenfutcher zu einer außergewöhnlichen Leistung anstacheln. Er knallte einigemal mit der Peitsche, ließ sie sogar auch einmal, freilich nicht gar unsanft, auf den Rücken seines Pferdes niederschmigen und fuhr wirklich davon, als ob' er, wie man zu jagen pflegt, den Willisch gestohlen hätte.

Kleine Promenade Nummer 7, in der Beletage, bewohnte Herr Schweder eine aus drei äußerst elegant und behaglich eingerichteten Zimmern bestehende Garçonwohnung. Dieser war grade auszugehen gewillt gewesen und bereits mit Ueberzieher und Hut angethan, an's Fenster getreten, um sich zu vergewissern, ob es nicht trotz des hin und wieder zum Vorschein kommenden Mondes gerathen sei, den Regenschirm statt des Spazierstockes mitzunehmen. Da sah er die im scharfen Trabe um die Ecke schräg gegenüber biegende Droschke, und aus derselben, noch ehe der Kutscher sein in ungewöhnliche Aufregung gerathenes Pferd zum Stehen brachte, seinen vielgetreuen Willisch herauspringen. Der mußte eine wichtige Botschaft haben. Herr Schweder ging selbst in den kleinen Vorjaal und öffnete ihm.

„Interessante Neuigkeiten, gnädiger Herr!“ rief Willisch, nachdem er die Mütze ehrerbietig abgenommen hatte und eingetreten war. „Sehr interessante Neuigkeiten. Der alte Justizrath ist wieder zurück.“

Herr Schweder zuckte die Achseln: „Weiß ich längst.“

„Aber noch viel mehr, gnädiger Herr, hab' ich zu berichten. Der Justizrath ist nach einer langen und sehr heftigen Unterhaltung mit seinem Sohne, dem Doktor, schnurstracks zum Herrn Alster gefahren, und als der nicht zubause war, hat er gesagt, er müßte ihn heute unter allen Umständen noch sprechen, und ist ihm zu Weinhold nachgefahren, wo der Herr Alster heut wieder 'mal so 'n heimliches Vergnügen veranstaltet — Sie wissen ja schon, gnädiger Herr.“

„Freilich. Und was war der Inhalt jener heftigen Unterhaltung der Herren Wichtel — das wissen wir hoffentlich auch, mein Lieber?“ fragte Schweder.

„Das weiß ich leider nicht so ganz genau, wie's der gnädige Herr wohl wünschen wird. Der Friedrich von Wichtels sagt, er hätte zwar wenigstens eine Stunde lang trumbucklig an der Thür gestanden und sich beinahe sein Trommelfell entzwei gehorcht, aber er hätte wegen der verdammten Thürlappen — Portièren heißen sie ja wohl — immer nur einzelne, abgerissene Worte hören können. Er, der Friedrich, hat sich freilich sofort daraus seinen Vers gemacht, aber der alte Kerl, so trocken er sonst ist, hat Ihnen 'ne Phantasie, gnädiger Herr, wenn's ans Lästern seiner Herrschaft geht, grade als hätt' er seinen Beruf verfehlt und hätt' eigentlich großer Dichter werden sollen.“

„Also der Kerl lügt?“ fragte Herr Schweder, über die humoristische Redeweise des Dienstmannes ein wenig lächelnd, aber sofort wieder ernst werdend. „Für Lügen bezahle ich nichts, und wenn ich dahinterkomme — was unfehlbar geschieht, mein Lieber! — daß mir für Lügen Geld abgenommen worden ist, so ist's aus zwischen mir und dem Betreffenden — das haben Sie doch nie vergessen, Willisch?“

„Aber gnädiger Herr!“ jagte Willisch vorwurfsvoll. „Wär' ich nicht kolossal peinlich in so was, würd' ich doch Ihnen einfach die ganze Geschichte, die sich der Friedrich zusammenbuchstabirt, als pure Wahrheit verlaufen. Da müssen Sie mich doch kennen, gnädiger Herr! Aber ich will nun rasch noch Bericht erstatten, denn vielleicht ist, wie man sagt, Gefahr im Verzuge.“

„Also rasch!“

„Ganz rasch, gnädiger Herr. Der Friedrich hat also gehört, ganz zuverlässig gehört, und das glaub' ich ihm, gnädiger Herr, daß sich sein alter Herr mit seinem jungen Herrn gezankt hat, kolossal gezankt. Und zwar wegen dem Herrn Alster sind sie einander in die Haare gerathen. Da muß der Doktor dem Alten irgendwas nicht recht gemacht haben, — jetzt wollt' er's selber in die Hand nehmen, hat der Alte gesagt, und der Alster mußte — er müßte gezwungen werden, weil sie, die Wichtels, sonst scheitern oder Schiffbruch leiden, oder so etwas, würden, — mit dem Gelde stecken sie jetzt jedenfalls kolossal drin, sagt der Friedrich, und da soll der Alster für die Ehre, daß der Doktor später 'mal sein Schwiegerjohn wird, im voraus ordentlich blechen.“

„Scheitern — Schiffbruch leiden,“ wiederholte Herr Schweder. „Die Worte stammen nicht aus dem Lexikon des abgefeimten Schleichers, des Friedrich. hm! Das ist in der That garnicht uninteressant. Also sofort ist der alte Wichtel zu Alster und dann zu Weinhold gefahren?“

„Sofort!“

„Und mit wem soupiert Alster bei Weinhold?“

„Von den Herren weiß ich nur den Namen des Oberbauraths von der Eisenbahn,“ erwiderte Willisch: „des Herrn Schneemann. Ob überhaupt nicht noch Herren dabei sind, das weiß ich nicht. Die Damen — das sind natürlich Damen vom Theater. Da ist das Fräulein von Wurzbach, die junge Frau Bergmann-Stein, und wenn ich nicht sehr irre, auch noch eine dritte —“

Herr Schweder horchte auf. „Die Frau Bergmann-Stein?“ fragte er. „Wissen Sie das gewiß, Willisch?“

„Ganz gewiß, gnädiger Herr. Der Lohnkutscher, welchen der Herr Alster beauftragt hat, die Damen vom Theater abzuholen, ist direkt an die Frau Bergmann-Stein gewiesen. Ich habe mich auch gewundert, daß Herr Stein das leidet; sie sind dazu noch so jung verheirathet.“

Schweder lachte auf. „Dem Herrn Stein werden solche kleine Extravaganzen seiner liebenswürdigen Ehehälfte gar nicht unangenehm sein und er wird sich Herrn Alster gegenüber durch die bescheidene Aufmerksamkeit revanchiren, daß er ihm zum Neujahr die Kleiderrechnungen der Schönen zur gefälligen Begleichung zusendet.“

Willisch lachte auch. „Da geht die Geschichte allerdings, gnädiger Herr. Dem Herrn Stein werden die Kleider seiner Frau jedenfalls theurer sein, als die Frau selbst, das kann ich mir denken.“

Herr Schweder schien nachzudenken. Er sah nach der Uhr.

„Wann ist das Theater heute aus?“ fragte er.

„Nach neun Uhr steht auf dem Bettel,“ antwortete Willisch.

„Gut. Sie werden sofort, Willisch, Herrn Sentkeil ein Billet überbringen, die Adresse wissen Sie ja.“ — Schweder nahm eine seiner Karten aus einem elegant gestickten Visitenkartenetui, warf mit flüchtiger Hand ein paar Zeilen darauf, kovertierte das Billet und reichte es dem Dienstmann hin; dann fuhr er fort: „Ihre Droschke, die Sie vernünftigerweise nicht fortgeschickt haben, nehme ich mir und nun rasch — adieu!“

Willisch verschwand, ohne ein Wort zu erwidern, auf der Stelle. Schweder schritt hinter ihm drein und stieg mit der Weisung: „Nach dem Theater“ in die Droschke.

Nach einer Viertelstunde stand er an der Theaterkasse, wo ihn der Billeteur mit einer alte Bekanntschaft verrathenden vertraulichen Höflichkeit begrüßte. Schweder bemerkte kurz, nachdem er sich durch einen schnellen Umblid überzeugt hatte, daß ihn sonst niemand höre, er müsse, womöglich noch vor Schluß des Theaters, Frau Bergmann-Stein sprechen. Der Billeteur lächelte etwas verlegen und meinte, er wisse nicht, ob Frau Bergmann-Stein heut noch zu sprechen sei; sie werde wohl für den Abend versagt sein. — „Eine Geburtstagsfeier einer ihrer Freundinnen oder so etwas Aehnliches —“

Schweder suchte ungeduldig mit seinem Fischbeinspazierstock in der Luft herum.

„Ich bitte Sie, Verehrtester, mir zu glauben, daß ich nur einige wenige Worte mit Frau Bergmann-Stein zu sprechen, aber unter vier Augen zu sprechen habe. Die Zeit der Dame werde ich für meine Person heute noch nicht eine Viertelstunde in Anspruch nehmen. Lassen Sie ihr das gefälligst mittheilen, sprechen aber muß und werde ich sie und wenn ich sie in dem Wagen erwarten sollte, der Frau Stein heut Abend zu der Geburtstagsfeier oder so etwas Aehnlichem, wie Sie zu sagen belieben, abholen soll.“

Der Billeteur kannte Herrn Schweder zu gut, um länger zu widersprechen.

„Bitte versichert zu sein, daß ich jederzeit bereit bin, für Sie, verehrter Herr Schweder, zu thun, was in meinen Kräften steht; aber man hat zuweilen seine Instruktion —“

„Die in diesem Falle nicht auf mich berechnet war, lieber Herr. Also wenn ich bitten darf —“

„Mit Vergnügen.“

Der Billeteur rief einen Theaterdiener herbei und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr. Dieser warf einen raschen Blick auf Schweder, vor dem er gleichzeitig einen tiefen Bückling machte, lächelte pfeifig und ging kopfnickend von dannen.

In wenigen Minuten war er wieder da. Er wandte sich

mit seiner Botschaft direkt an Schweder, pflanzte sich in steif respektvoller Haltung, die Tressenmütze in der Hand, vor ihm auf und meldete:

„Frau Bergmann-Stein haben sich nach dem Ankleidesaal begeben, um sich umzuziehen, da sie in den letzten Szenen nichts mehr zu thun haben. Sie werden sich ein Vergnügen machen, Herrn Schweder in zehn Minuten im Foyer zu treffen, welches jetzt natürlich ganz leer ist. Frau Bergmann-Stein bedauern nur, daß sie heut ungemein pressirt sind.“

Ueber Schweders Gesicht zuckte, blitzschnell wieder verschwindend, ein Lächeln, das mehr die scharfen Linien des Hohnischen als die weichen des Spottes darüber hingeworfen hatte.

„Na, na, mein Lieber. Wenn die zehn Minuten, während deren sich die schöne Frau umgekleidet haben will, nur nicht zu lange dauern; auch ich bin pressirt.“

Sweders Besorgniß zeigte sich grundlos. Die zehn Minuten waren noch nicht verstrichen, als die Thür, welche die Bühnenräume mit dem Foyer verband, sich öffnete und eine üppige Frauengestalt von mittlerer Größe, einen dunklen Lockenkopf auf runden, tiefentblöhten Schultern wiegend und eine lange und schwere Seidenschleppe mit geübtem Fuße wunderbar geschickt über die Schwelle dirigierend, hereintrat und eiligen Schrittes auf Schweder, der sich auf einem mit grünem Plüsch überzogenen Divan nachlässig hingestreckt hatte — zufällig oder absichtlich mit dem Rücken gegen die Thür, durch welche Frau Stein eintreten mußte — zuing.

Schweder schien es dagegen doch nicht so sehr eilig zu haben. Er wandte, als er die Thür gehen und die Schleppe rauschen hörte, langsam den Kopf, und langsam erhob er sich.

„Was verschafft mir das jetzt so seltene Vergnügen?“ fragte die Dame mit einem Tone, aus dem es wie eine seltsame Mischung von freundlicher Verbindlichkeit und mühsam zurückgehaltener Feindseligkeit hervorklang.

„Ich wollte mir erlauben, an Sie eine Bitte zu richten, meine gnädige Schöne,“ sagte Herr Schweder, indem er sich ungenirt und unbekümmert darum, daß Frau Stein keine Miene gemacht hatte, sich niederzulassen, wieder setzte.

Die Schauspielerin folgte seinem Beispiel; aber über ihr pikantes Gesicht legte sich der Schatten aufseimenden Unwillens.

„Merkwürdig, mein Herr,“ sagte sie spitz. „Die Bitte wäre?“

„Sie möchten heut Abend den Geburtstag, welchen Sie nach der Mittheilung des Billeteurs zu feiern gedenken, nicht im Restaurant Weinhold und bestimmt nicht mit Herrn Alster und seinen Freunden begehen.“

Herr Schweder hatte sehr ruhig und höflich gesprochen. Seine Worte mußten aber Frau Stein doch auf das tiefste verletzt und empört haben. Sie war glühend roth geworden und durchbohrte ihr kühl lächelndes Vis-a-vis mit ihren glühenden, dunklen Augen, als sie antwortete:

„Sie haben kein Recht, mein Herr, eine derartige, in der That ungläubliche — ungläubliche — gradezu unqualifizirbare Bitte an mich zu richten. Ueber das, was ich thue und lasse, bin ich niemanden und Ihnen, Herr Schweder, am allerwenigsten Rechenschaft schuldig.“

Sie wollte sich erheben, um davon zu eilen. Schweder legte seine Hand auf ihren runden, sammetweichen Arm und hielt sie zurück.

„Bitte, noch einen Augenblick. Ich bedaure, daß ich eine Macht geltend machen muß der Art, wie ich sie über Fräulein Bergmann zu besitzen das zweifelhafte Vergnügen habe.“

Die Schauspielerin sprang nun dennoch in die Höhe.

„Eine Macht?“ rief sie so laut, daß sie sich selbst sofort nach allen Seiten umschaute, ob sie nicht ein unberufener Lauscher gehört hätte. „Eine Macht, wie sie nur ein Dube geltend machen könnte, um ein Weib zur Marionette lächerlicher Willkür zu machen — solch' eine Macht glauben Sie über mich zu besitzen, mein Herr Schweder, aber Sie irren Sich. Uebrigens,“ fügte sie ruhiger werdend hinzu, „kann ich unmöglich glauben, daß ein vernünftiger Mensch eine solche Bitte im Ernst auszusprechen vermag. Eifersüchtig sind Sie doch nicht auf meine Gunst, mein Herr, nicht mehr, oder sind es vielmehr nie gewesen — ach, ich wäre vielleicht glücklicher, als ich bin, wenn Sie dereinst so hätten eifersüchtig werden können. Zudem kann ich auf mein Wort versichern, daß ich dem Herrn Alster und seinen Freunden gegenüber selbst meinem Manne keinen Grund zur Eifersucht gegeben habe —“

„Noch nicht?“ warf Schweder ein.

„Noch nicht und auch in Zukunft nie!“ gab die Schauspielerin zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Johann Wolfgang Goethe.

Von Dr. Max Fogler.

(Schluß.)

Die Beschäftigung mit dem fernen Orient hatte auch noch eine äußere Ursache darin, daß Goethe, der bereits an ihm beobachteten Gewohnheit gemäß, seine Gedanken von den politischen Wirren der Gegenwart, und diesmal seiner nächsten Umgebung, möglichst weit abzulenken strebte, und wir müssen hier unser Urtheil über das geringe Interesse am deutschen „Befreiungskriege“, das man ihm zum Vorwurf gemacht hat, wenn auch so kurz wie möglich, abgeben. Die Aufschuldigung, daß Goethe keinen Patriotismus besessen, ist von vornherein durch seine eigenen, in dieser Hinsicht zu dem Historiker Luden gesprochenen Worte zurückzuweisen. „Glauben Sie ja nicht,“ — sagte er zu diesem u. a. — „daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen — Freiheit, Volk, Vaterland; nein, diese Ideen sind in uns, sie sind ein Theil unseres Wesens, niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bitteren Schmerz empfunden, bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im einzelnen, so miserabel im ganzen ist.“ Aber er glaubte nicht, daß sich das deutsche Volk durch jene Schlachten wirklich die „Freiheit“ erkämpfte, und außerdem lag es in der Natur der Verhältnisse, daß er sich nicht direkt an der „Erhebung“, die er lieber stoh, für eine durch die Macht der Thatfachen erzwungene „Bewegung“ ansehen möchte, betheiligte. Ja, wenn er der gewesen wäre wie Theodor Körner, dann hätte er nicht der Letzte auf dem Plan sein wollen; — sagte er selbst — aber „Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen! das wäre so meine Art gewesen!“ Wir selbst wollen diesen Worten nicht einmal viel Gewicht beilegen, da wir in der That sache seines schon weit vorgedrungenen Alters nicht allein den Hinderungsgrund, thätig in das Werk jener Tage hineinzugreifen,

erblicken mögen. Denn wenn er den innerlichen Drang dazu besessen hätte, er würde, gleichviel wie hoch sich die Zahl der durchlebten Decennien beliefe, schmetternde Kriegslieder unter die Kämpfenden hinausgeschickt haben; es gab noch ältere Männer als er, die in solchen Fällen auf die eine oder andere Weise fördernd mithalfen, und Goethe hat ganz gut gewußt, daß er viel, sehr viel hätte wirken können — wenn er eben der dazu erforderlichen Aufwallung des Gemüths fähig gewesen wäre. Die Sache wird sich also im wesentlichen so verhalten, daß Goethe, obwohl er des Patriotismus nicht entbehrte, erstens an keinen bedeutenden Erfolg jener Anstrengungen glaubte, zweitens aber gerade damals bei dem univervalen Charakter seiner Studien an dem gegenseitigen „Niedermachen“ der Völker (in Wort und That), deren Kulturentwicklung sie vielmehr auf ein friedliches Zusammenwirken hinwies, keinen sonderlichen Gefallen fand und sich andererseits des über die Bewegungen des Augenblicks hinausgehenden Ziels seines Schaffens, des mit heiligem Ernst verfolgten besondern Zwecks seines Lebens zu sehr bewußt war, um den ruhigen Gang seiner immer höher steigenden Entwicklung nicht durch ein Einmischen in die Aufgeregtheit und Wildheit der Gegenwart zu unterbrechen und zu gefährden. Diese konsequent beobachtete Zurückhaltung mag wohl erregbarere Naturen verlegen, sie mag als herzlose Kälte erscheinen, die man dem „alten“ Goethe so gern andichtet, und es ist wahr, er zeigt durch diese reservirte Haltung seinen Mangel an Sinn für geschichtliche Ereignisse wieder in evidentester Weise; aber doch gerade diese beirrbbare Ruhe, in welcher er, jupitergleich und sich seiner besondern Ziele vollbewußt, auf die wild und hoch gehenden Wogen der damaligen Welt herabsieht, sie hat etwas Großes und Be-

wunderungswerthes. Mit diesen kurzen Darlegungen ist die Erklärung für Goethe's damaliges Verhalten in der einzig möglichen, und wie ich meine, vielleicht befriedigenden Weise gegeben. Im übrigen wollen wir noch anfügen, daß Goethe zur Feier der Heimkehr der siegkrönten preussischen Krieger das Festspiel „Des Epimenides Erwachen“ schrieb, welches zu Berlin am 30. März 1815, zu Weimar am 30. Januar des folgenden Jahres aufgeführt wurde.

Die glückliche Beendigung des Krieges hatte für Goethe selbst die angenehme Folge, daß nach der Reorganisation des Staatesministeriums (das Land war durch die Beschlüsse des wiener Kongresses zu einem Großherzogthum erhoben worden) sein Gehalt als Minister auf 3000 Thaler nebst Extrageldern für Pferde und Wagen erhöht wurde.

Von den alten Freunden Goethe's waren im Laufe der Zeit viele dahingegangen — so Herder und Wieland, wie seine Mutter, die schon am 13. September 1808 in ihrem achtundsiebzigsten Jahre gestorben war —; der rüstige Greis aber schuf unablässig fort und ließ durch seine Beschäftigung, vor allem nun auch wieder mit der italienischen, englischen und französischen Literatur, selbst mit der serbischen und litthauischen Volkspoesie sein reges Streben für die Anbahnung der „Weltliteratur“ erkennen:

„Laßt alle Völker unter
gleichem Himmel
Sich gleicher Habe wohl-
gemuth erfreun.“

Er veranstaltete inzwischen wieder eine neue vermehrte Ausgabe seiner Werke in zwanzig Bänden (bei Cotta, 1815 bis 1819) und führte daneben die bereits bezeichneten Werke weiter, unter denen ihn jetzt vor allem „Faust“ wieder, und zwar der zweite Theil desselben, beschäftigte. Er schrieb



Fischer-Carlton



an letzterem u. a. in den Jahren 1826 bis 1829; das ganze Werk gelangte aber erst am 20. Juli von 1831 zum vollständigen Abschluß. Wenn wir in dieser Skizzirung des goethischen Lebens und Wirkens schon den ersten Theil des „Faust“ nur eben in seiner Entstehung verfolgen konnten, ohne tiefer auf den Inhalt einzugehen, so kann es hier ebenso wenig unsere Aufgabe sein, jetzt, nachdem wir auf den Abschluß des Werkes hingewiesen, ein Gesamtbild und ein umfassendes Urtheil über diese großartige poetische Widerspiegelung des Menschenseins im eminenten Sinne zu geben. Es wird dies vielmehr eine für den Leserkreis der „Neuen Welt“ besonders zu behandelnde Aufgabe sein, und wir wollen uns hier damit begnügen, zu konstatiren, daß der zweite Theil des „Faust“ von den einen für eine ebenso bewundernswürdige, alles, was Goethe sonst geschaffen, übertreffende Arbeit wie von den anderen für ein an Werth weit hinter dem ersten Theil zurückstehendes Werk gehalten wird. Und gern wollen wir noch die Worte hierhersetzen, in welchen Lenos die Lösung, die das Problem durch Goethe gefunden habe, so charakterisirt: „Die ringende Seele, die sich in persönlicher Anstrengung und persönlicher Befriedigung nach verschiedenen Richtungen versucht und keine Ruhe gefunden hat, gelangt endlich zur Erkenntniß der großen Wahrheit, daß der Mensch für den Menschen da ist und daß nur, wenn er für die Menschheit wirkt, sein Streben ihm dauerndes Glück schaffen kann“ . . .

Die Liebesleidenschaft, die den 74 Jahre alten Goethe noch einmal und zwar im Jahre 1823, zu der jungen schönen Ulrike von Levezow, die er in Marienbad kennen gelernt hatte, und die

bereit war seine Gattin zu werden, erfaßte, wußte er glücklicherweise zu überwinden, obgleich diese späte Reigung so heftig war, daß Goethe in der That daran dachte, Fräulein von Levetzow zu heirathen. Die Marienbader „Elegie“ ist aus diesem Anlaß entstanden, während die beiden andern der jetzt in Goethe's Werken unter dem Gesamttitel „Trilogie der Leidenschaft“ eingereichten Gedichte der Madame Szymanowska, einer ausgezeichneten Klavierspielerin, galten, mit der er ebenfalls in Marienbad zusammengekommen war und die sich, wie Zelter sagt, „rasend“ in Goethe verliebte (der Tod von Goethe's Gattin war, wie schon früher bemerkt, bereits am 6. Juni 1816 erfolgt).

Seit dem Jahre 1824 unternahm Goethe keinerlei Badereisen und weitere Ausflüge mehr, sondern ging zu seiner Erholung nur nach Jena und nach den Weimar näher gelegenen Partien des Thüringer Waldes. Er zog sich überhaupt sehr von dem gesellschaftlichen Leben zurück und verbrachte seine Tage in immer emfigerer Thätigkeit. Je seltener er bei Hofe erschien, desto öfter kamen die Angehörigen der großherzoglichen Familie zu ihm, und aus nah und fern wurde er von bedeutenden Persönlichkeiten besucht. Die zahlreichsten Zeichen der Hochachtung und Verehrung, die er allgemein genoß, empfing er bei der Feier seines goldenen Dienstjubiläums, das am 7. November 1825 äußerst glanzvoll begangen wurde, und an welchem Tage ihm der Herzog, der am 7. September des gleichen Jahres selbst sein goldenes Regierungsjubiläum gefeiert hatte, u. a. folgendes schrieb: „Die fünfzigste Wiederkehr dieses Jahres erkenne ich sonach mit dem lebhaftesten Vergnügen als das Dienstjubiläum meines ersten Staatsdieners, des Jugendfreundes, der mit unveränderter Treue, Reigung und Beständigkeit mich bis hierher in allen Wechselfällen des Lebens begleitet hat, dessen umsichtigem Rath, dessen lebendiger Theilnahme und stets wohlgefälliger Dienstleistung ich den glücklichen Erfolg der wichtigsten Unternehmungen verdanke und den für immer gewonnen zu haben, ich als eine der höchsten Pierden meiner Regierung achte“ etc. Bald darauf sollte ihm, nachdem bereits am 6. Januar 1827 bereits Frau von Stein, 85 Jahre alt, gestorben war, sein fürslicher Freund durch den Tod entrisen werden (14. Juni 1828), und tief erschüttert zog sich der Dichter vom Juli bis September auf das einsame Schloß Dornburg zurück, wo er in Liedern voll überaus zarter und inniger Töne seinen herben Schmerz ausweinte. Am 14. Februar 1830 starb auch die Großherzogin Louise, und am 28. Oktober desselben Jahres erlitt er den Verlust seines einzigen Sohnes. Die Gattin desselben, Ottilie, geb. von Bogwisch, wurde dem Dichtergreis, der in den Jahren 1827—1830 bei Cotta noch die letzte Ausgabe seiner Werke in vierzig Bänden erscheinen ließ (es folgten dieser „Ausgabe letzter Hand“ von 1832 an noch zwanzig Bände „Nachgelassener Werke“), eine heitere, liebevolle Haushälterin und treue Pflegerin, und in seinen beiden Enteln, Walther und Wolfgang fand er treue Hausgenossen. So verließ denn das letzte Jahr seines Lebens noch heiter und ungetrübt.

Friedrich Förster, der Verfasser einer vortrefflichen Biographie des Dichters (derselbe, ein Kampfgenosse des Sängers von „Leuer und Schwer“, beichrieb auch das Leben Theod. Körners), fand ihn bei einem Besuche im August 1831 „in früherer Rüstigkeit des Körpers und Heiterkeit des Geistes“. „Die Tischgesellschaft“ — erzählt Förster — „bestand heute nur aus Goethe,

seiner Schwiegertochter, mir und meiner Frau. Der alte Herr war von bestem Humor, neckte Ottilie wegen ihrer Vorliebe für die Engländer, von denen es ihr gelungen sei, heut ein Musterexemplar bei ihr einzuschmuggeln. Bei Tisch legte er vor und empfahl besonders die tigergeleckten Forellen, denen man gar nicht ansähe, daß sie zu dem Geschlecht der Raubthiere gehörten. Bei der Strophe des ihm gewidmeten Festgedichtes (am folgenden Tage war sein Geburtstag) rollten ihm die Thränen über die Wangen, doch ließ er keine Behemuth aufkommen. „Von den Rhein dem Ältesten!“ rief er; Ottilie verstand, was er meinte. Frankfurter Verehrer hatten ihm zu seinem dreiundachtzigsten Geburtstage eine Kiste mit dreiundachtzig Rüdeshheimer überandt, und von diesem edlen Gewächs wurde eine Flasche geleert. Der Engländer William Thackeray, der damals als ein neunzehnjähriger Jüngling in Weimar weilte, erzählt von der damaligen Persönlichkeit Göthe's u. a. folgendes: „Diese denkwürdige Audienz (die der Genannte bei dem Dichter hatte) fand in einem kleinen Vorzimmer seiner Privatgemächer statt, welches rings mit Abgüssen von Antiken und Basreliefs bedeckt war. Goethe war in einen langen grauen oder bräunlichen Oberrock gekleidet, hatte ein weißes Halstuch um und trug im Knopfloch ein rothes Bändchen. Die Hände hielt er auf dem Rücken, genau so, wie auf Rauchs Statuette. Seine Gesichtsfarbe war sehr frisch, klar und ruhig; die Augen außerordentlich dunkel, durchdringend und glänzend. Ich war förmlich bange vor ihnen und erinnere mich noch, daß ich sie mit den Augen eines Romanhelden aus meiner Jugendzeit verglich, der mit einem gewissen Jemand im Bunde stand und bis zu seinem Lebensende diese Augen in ihrem vollen schrecklichen Glanze behielt. Goethe machte mir den Eindruck, er müsse in seinem Alter noch schöner sein, als er in den Tagen seiner Jugend gewesen. Seine Stimme klang sehr voll und angenehm. Er fragte mich mancherlei über mich selbst, ich antwortete ihm, so gut ich konnte. Ich erinnere mich, daß ich zuerst erstaunte und dann mich etwas erleichtert fühlte, als ich merkte, daß er französisch mit keinem guten Akzent sprache.“ — „Ich muß gestehen, daß ich mir etwas klarer, majestätischer und gesunder Aussehendes, als der große alte Goethe war, nicht denken kann“ etc. Selbstverständlich blieben aber die Spuren des Alters, verschlechtertes Gehirn, Gedächtnißschwäche etc., bei Goethe ebensowenig wie bei jedem andern aus.

Ende August bis Anfang September 1831 besuchte Goethe noch einmal Ilmenau und das „einsame Bretterhaus“ auf dem „höchsten Gipfel der Tannemwälder“, wo er am 7. Septbr. 1783 das unvergleichliche Lied: „Über allen Gipfeln ist Ruh“, in's Holz gegraben hatte. Das „Warte nur, bald ruhest du auch!“ sollte sich in naher Zukunft erfüllen; ein Jahr später war er nicht mehr. Nach einer Krankheit von wenigen Tagen schloß er, selbst nicht ahnend, daß sein Ende so nahe sei, um die Mittagsstunde des 22. März von 1832 die Augen für immer. Bis zum letzten Schimmer seines Bewußtseins beichäftigte er sich, wie seine Rede bewies, mit schönen Gedanken. Seine letzten Worte waren, wie allbekannt, der allein seiner würdige Ruf: „Mehr Licht!“

Was sterblich an ihm, ist in der Fürstengruft zu Weimar begraben; das Beste aber, was er befeßen, lebt und gehört uns, gehört der Welt und wird dauern bis in die Ewigkeit!

Ueber Fremdwörter im Deutschen.

Von W. Dittich.

(Fortsetzung.)

Neben Campe ist vor allen Dingen als Gleichstrebender der Turnvater Jahn zu nennen. In einem Aufsatz über ihn vom Jahre 1820 finden wir folgende merkwürdige Stelle: „Diese volksthümlichen Naturen haben einen offenen Sinn für alles, was sich im Volke bewegt, für alles was volksthümlich ist oder, wie Buchholz es nennt, gesellschaftlich (sozial sagt man neuerdings dafür!). Zuerst offenbart sich dieses in der Sprache, welche ein Werk der Gesellschaft ist und die durch Propheten, Weltweisen und Dichter gebildet und bereichert wird. Wie sich in Luther der Reichthum der Mutterprache bewegte, so bewegt sich dieser Reichthum in Jahn, und so wie jener, so vermag dieser neue Worte und Wortstellungen einzuführen, die dem Volke genehm sind. Denn die Weltweisen, Propheten und Dichter vertreten in

dieser Eigenschaft das Volk, woher es dann den Philistern immer unmöglich gewesen ist, irgend ein neues Wort oder eine neue Wortstellung einzuführen, grade weil die Philister niemanden vertreten, als sich selber. Und doch sind sie immer geneigt, sich mit Sprachverbesserungen abzugeben, obgleich solches durchaus nicht ihres Amtes ist. (Sehr wahr!) Jahns Sprache ist noch nicht entwickelt, sie ist noch unvollendet; — aber es liegen große Züge in ihr, wie man in seinem ‚Deutschen Volksthum‘ sieht und in der Vorrede zu seinem ‚Turnbuche‘.

Wir dürfen wohl auch einige Kraftworte dieses merkwürdigen Mannes über Sprachmengerei anführen. In den „Werte (gleich Bemerkungen) zum deutschen Volksthum“ heißt es:

„Es gibt unschuldige Stoffe, die aber in der Mischung fürchter

lich aufbrausen. Aerger noch ist es mit Worten und einem fremden Sprachthum. Die sind in unserer Sprache ein Laab, was die süße Muttermilch gerinnen macht."

"Vor Zeiten soll es Leute gegeben haben, die wollten sich verjüngen, ließen sich die Aern öffnen, zapften sich ihr Herzblut ab, um sich fremdes wieder hineinzuquirlen. So sind die Sprachmenger. Die hat der tolle Hund der Eitelkeit und des Machdünkels gebissen, und nun rennen sie in der Welschwuth über Wortleichen zu Tode.

"Wie wenn ein Kranker zum Arzneibereiter (Apotheker!) käme, aus jeder Büchse etwas, von jeder Waare eine Gist verlangte, dies in einem Allsud mischte — sollte er davon wohl genesen? Wenn ein Leder seinen Geschmack so verfeinert hätte, daß ihm keine Speise mehr mundete, und er nun in seiner Nüchterns (?) Nüchternheit zum Quickkoch rennte, dort von aller und jeder Speise eine Gist forderte, diese einzelnen Giste zusammenrührte, um ein Prahlessen zu bekommen, so würde vor diesem Allerlei einer freßgierigen Sau sogar Schauder anwandeln und nur ein Hai solches verschlingen.

"Rechnet man zur Vollkommenheit einer Sprache, wenn sie viel Fremdes hat und immerfort wältschen kann, so muß die Rede des schabigen Betteljuden über Luther und Klopstock, über Schiller und Goethe stehen, und wir müssen alle noch in die Pohlische Judenschule, um Plapperdeutsch zu lernen!"

Wir haben diese längere Stelle ausgehoben, um zugleich eine Probe von Jahns Sprechweise zu geben, freilich ist diese noch nicht so voll Originalitäten wie viele andere.

In manchen Punkten muß man Jahn recht geben. Wenn z. B. auch nicht, wie er will, „alle Wortmengerei aus Unkunde, Sprachfaulheit und Bornehmthuererei entspringt,“ so sind das doch mit Hauptursachen. Unsere Kenntniß von der eigenen Sprache im Volke ist sonderlich groß, auch die Schule gibt noch zu wenig, unser Sprachgefühl und unser Sprachdenken sind abgestumpft und ungeübt, das meint Jahn wohl mit dem Vorwurf der Sprachfaulheit; endlich mit dem Prahlen mit Fremdwörtern hat es auch seine Richtigkeit. Wenn Jahn behauptet, keiner könne sich einer zweiten Muttersprache sprachvergessen „einfinden“, wenn er die erste Sprachmutter verloren, so hat er nicht recht, und wir können ihm den deutschen Klassiker Chamisso, der ein geborner Franzose war, und den größten neueren spanischen Romaneschreiber Caballero, welcher eine deutsche Frau, eine geborne von Faber ist, entgegenhalten. Ueberhaupt vereinigen sich in Jahn die gesteigertste Vaterlandsliebe mit einem gradezu lächerlichen Haß gegen das Ausländische, namentlich das Französische. Er hat speziell den Begriff des „Erbfeindes“, als welchen wir die Franzosen zu betrachten hätten, geschaffen, und wollte gradezu Deutschland mit Hammen oder urwaldähnlichen Behauen von den Nachbarn getrennt sehen. Unsinnig ist seine Wuth gegen das schulmäßige Lehren fremder Sprachen, die er „Sprachuppe“, das soll heißen Ueppigkeit, benamset hat. „Die Vielspracherei ist der Sündenpfeil, woraus aller Büchernebel dunstet.“ „Bücher in fremder Sprache darf keine Bücherleihe (Leihbibliothek) führen. Wer die lesen will, mag zusehen, wo er sie bekommt.“ „Ja, wenn es eine Seelenwanderung gäbe, so könnte der deutsche Geist nur zur Strafe und Buße in einen Franzosen fahren.“

Solche und ähnliche Uebertreibungen kann man bei Jahn unzählige finden.

In seinen eigenen Schriften ist er, wie gesagt, strenger Sprachreiner. Die Mathematik heißt bei ihm Größenlehre, das möchte gehen, wie noch manches andre, ganz Treffende, aber daß der Liberale und Patriot als Leuthold, die Pragis als Brauchkunst, die Reactionäre als Rückwärtsse, die Religion als Gottesthum überseht werden, das streift hart an Besens Thorheit. Freilich meinte Jahn, wenn die gebräuchliche Sprache kein Wort gäbe zum Ersatz für ein fremdes, solle man ein entsprechendes aus den deutschen Volksmundarten aufnehmen oder eines aus der älteren deutschen Sprache wiederbeleben und „schriftsähig“ machen, wie er es nennt. Das ließe sich ja hören, aber Jahn selbst sucht etwas in seiner Eigenthümlichkeit und geht in ihr bis zur Schrullenhaftigkeit. Er ändert z. B. das ganz gang und gäbe Wort „Redensart“ in das unverständliche „Redniß“, ohne alle Noth und ohne vernünftigen Grund. Ebenso sonderbar muß man es finden, wenn er die französischen Ortsnamen Baucouleurs und Belle-Alliance verdeutschet und verlangt, man dürfe sie nur Farbenhthal und Schönebund nennen. Die Schweifen und die Sassen sind Jahns Ausdrücke für Romaden

und sekhafte Völker, und derartige Seltsamkeiten könnten wir massenhaft beibringen.

Freilich thut es dem Kenner der älteren deutschen Sprache weh, zu sehen, daß eine ganze Menge guter, treffender deutscher Wörter in einen unverdienten Ruhestand versetzt worden sind, und jetzt nur noch im Dialekt oder in den gelehrten Wörterbüchern ein kümmerliches Dasein fristen. Dieses todte und unfruchtbar daliegende eigene Kapital ist thätlich durch unnöthige Anleihen „ausländischer Wörter“ außer Thätigkeit gesetzt worden, und alles Vorgen macht Sorgen: auch das Wörterborgen*)! Trotzdem aber hat Jahn mit freilich verhältnißmäßig wenigen Wortformen durchzubringen vermocht: Volksthum, was er für „Nation“ prägte, ist bräuchlich geworden, aber „Nation“ ist daneben noch ebenso kräftig im Schwang, ja die Wörter „Volksthum“ und volkstümlich haben sich im Gebrauche bereits in Bezug auf ihre Bedeutung von den entsprechenden Fremdwörtern entfernt und einen etwas anders gefärbten Begriff erhalten. Einige haben sich in Form und Bedeutung lebensfähig erwiesen, so Havelung (Archipelagus), so „Gesließe“ für Stromsystem, das selbst die Erdkunde angenommen hat, und manches andere. So sind die Turngeräthe und die Turnübungen fast alle deutsch: Red, Barren, Ger, Ristgriff, Rammgriff, Welle, Wippe, Wende, Kehre u. s. w. Mit Interesse lasen wir neulich in den Zeitungen, wie die Russen in Dünaburg sich über die deutschen Kommandoführer der dortigen freiwilligen Feuerwehr aufhielten; diese Tochter-schöpfung der Turnerei hat von ihrer Mutter auch einen deutschen Zug überkommen.

Leider begegnen wir bei denjenigen Männern, welche deutsche Gefinnung zu pflegen, deutsches Volksgefühl zu heben suchen, so oft, ja meist, zugleich dem Nationaldünkel und der Sucht, besonders unseren gallischen Nachbarn in Bezug auf Moral etwas am Zeuge zu flicken. So bei Höltz:

„Du lächelst
Muse (Teutoniens) der gaukelnden Asterschwester,
Die in den goldenen Sälen Lutetiens*)
Ihr Liebchen kimpert? Schande dem Sohne Teuts.
Der's durstig trinkt, weil es Wollust
Durch die entloderten Aern strömet!
Kein deutscher Jüngling wähle das Mädchen sich,
Das deutsche Lieder haßt, und Buhlerfang
Des Galliers in ihrer Laute
Tändelnde Silberacorde tönnet.“

Bewußt frei sich haltend vom Fremdwörterballast dichtet der ächte Volksdichter Gottfried August Bürger, der nicht von „wenigen Edeln“ verstanden und gelesen sein wollte, sondern vom ganzen Volke.

Interessant ist auch folgende Stelle aus dem Schauspiel „Die Jäger“ von Jffland, wo der kerndeutsche, biedere Oberförster und der französisch gefürniste Amtmann schon durch ihre Sprache gekennzeichnet werden:

Oberförster. Hand in Hand! alle deutsche Treue!
Amtmann. Und reciprokes Verhältniß! amifable Behandlung!

Oberförster. Alles, was ich Ehliches vermag, ohne ausländische Worte voraus!

Amtmann. O, ich ästimire Sie so. Sehen Sie, Luxusbedürfnisse aller Art sind gestiegen, — ich muß doch Figur machen“ u. s. w.

Selbst der inhaltlich und seinen Anschauungen nach sehr im üblen Sinne französische Koberue (1761—1819) läßt eine Gräfin sagen, der ihr Buchhändler sich nicht getraut, deutsche Bücher zu schicken:

„Die Zeiten sind vorbei, wo der deutsche Adel sich seiner Muttersprache schämte.“

Sie waren aber damals nicht vorbei und in den höchsten Kreisen sind sie heute noch nicht vorbei, wie sehr Jahn auch dagegen wüthete, daß ein Fürst eine fremde Hofsprache pflegen sollte und nicht ausschließlich die Sprache seines Volkes.

Selbstverständlich finden wir es, daß die Gelehrten, welche sich mit deutscher Sprache beschäftigen, für sie eintreten, wie Hoffmann von Fallersleben, der auch Dichter war.

„Treu bewahr' in deiner Mitte
Vor dexi wältschen Uebermuth
Deine Sprach' und deine Sitte,
Deiner Väter Gut und Blut.“

*) Das wird sich im nächsten Abschnitt zeigen. — **) Paris.

Von den neuesten ist auch Benedig zu erwähnen, der in seinem Lustspiel „Doktor Weisse“ seinem Honau, einem deutsch-gesinnten Mann folgende Worte in den Mund legt:

„Es ist eine ungeheure Annahme von uns, daß wir uns noch unterstehen, deutsch zu sprechen! Doch seien Sie außer Sorge, wir geben uns neuerdings wieder soviel Mühe, unsere Sprache mit fremden Wörtern zu vermengen, daß das Restchen Deutsch bald zum Teufel sein wird.“

Dem Ähnliches hat übrigens ein Gelehrter, wie wir meinen,

mit Unrecht, befürchtet, welcher allen Ernstes die Aufstellung machte, daß unsere Sprache ganz zu einer romanischen werden möchte!

Hiermit wollen wir unsere geschichtliche Betrachtung schließen. Auf Vollständigkeit kann und will sie keinen Anspruch machen: wir wollten nur die hauptsächlichsten Weisungen auf der Straße der geschichtlichen Entwicklung der Fremdwörterfrage hervorheben.

(Fortsetzung folgt.)

Betrachtungen über die Gesundheitspflege des Volkes.

Von Dr. Eduard Reich.

Einleitung.

1.

Gesundheitspflege des Volkes! Eine absolute Unmöglichkeit ohne intellektuelle und moralische Bildung des Volkes, ohne ein gewisses Maß von Wohlstand! Bei den darbedenden, überarbeiteten Personen ist Gesundheitspflege ein Wort ohne Inhalt; dieser Theil des Volkes ist leider von dem, was man Schicksal nennt, was aber zumeist der Eigennutz und das Vorurtheil der gesammten Gesellschaft ist, dazu verurtheilt, nach den Normen der Gesundheitspflege oder Hygiene nicht leben zu können.

Der Mensch ist von dem Augenblicke seiner Geburt an bis zur Auflösung von zahllosen Schädlichkeiten bedroht; dieselben abzuwenden wird nicht immer leicht, weil viele noch nicht einmal bekannt sind und manche all unserm Scharfsinn spotten. Gesundheitspflege besteht wesentlich darin, die Schädlichkeiten abzuwenden und den Organismus normal zu erhalten.

Der normale Zustand, die Gesundheit, bezieht sich nicht bloß auf die rein körperliche Seite des Menschen, sondern auch auf die moralischen Kräfte und das gesellschaftliche Zusammenleben. Physische, moralische und soziale, mit einem Worte: die ganze Gesundheit hängt von unserer leiblichen, sittlichen und gesellschaftlichen Benehmen ab, von unserer Arbeit, unserem Genuß, unserem Thun und Lassen, unserer gesammten Lebensführung. Ohne körperliches Wohlbefinden kein sittliches, kein gesellschaftliches, ohne sittliches und gesellschaftliches kein körperliches; das eine wird durch das andere bedingt, und weil dem so ist, muß eine wahre Gesundheitspflege umfassend sein, auf alle Theile des Volkslebens, auf alle Theile des persönlichen Daseins sich beziehen.

Indem die Hygiene sich bethätigt, werden Krankheiten verhütet. Je mehr Leiden verhütet, desto weniger brauchen geheilt zu werden, desto größer ist die Freiheit des Volkes von der Tyrannei der Quacksalber, desto erfolgreicher das Wirken der guten Aerzte, der Hygieniker, den noch vorhandenen und erscheinenden Krankheiten ebenso, wie den Kranken gegenüber.

2.

Zur Ausübung der Gesundheitspflege sind nicht bloß Aerzte und die eigentlichen Hygieniker berufen, sondern alle, das ganze Volk. Jeder einzelne soll nach den Grundsätzen moralischer und physischer Hygiene leben, und die Medizinalpersonen sollen theils Anleitung hierzu geben und gute Lebensführung nach aller und jeder Richtung fördern, theils in Verbindung mit der bürgerlichen Obrigkeit durch gute Gesetze und deren gewissenhafte Ausführung die dem einzelnen nicht zugänglichen Schädlichkeiten entfernen und den allgemeinen Gesundheitszustand erhalten.

Damit aber ein jeder aus dem Volke befähigt sei, das Gute von dem Gefährbringenden und Nachtheiligen zu unterscheiden, dem Erkrankten möglichst sicher zu entgehen, den eigenen Organismus rein und normal zu erhalten und das Leben der Nachkommen auf die beste und sicherste Grundlage zu stellen, ist es nöthig, ist es unbedingt erforderlich, schon in der Schule mit dem Unterricht in der Hygiene zu beginnen.

Es darf jedoch diese Belehrung keine schulmeisterhafte, keine pedantische, sondern muß eine geniale und zugleich nach jeder Richtung hin praktische sein: die Gesundheitslehre für die Schule gehört in das Lesebuch. Alles, was für das ganze Leben dienen und dem Geiste des Kindes unverwischbar sich einprägen soll, muß in guter, in genialer, in lebenswürdiger, in schöner Form beigebracht werden und in erhabener Form. Dergleichen haftet

so fest, daß es keines Examen bedarf, um dessen Zueigenmachung sicherzustellen.

Der Mensch ist eine Form und will in richtiger Form behandelt sein. Ich glaube, die so bedeutende Erfolglosigkeit pädagogischen Mühe auf Fehler der Form, welche die Pädagogen sich zu schulden kommen lassen, zurückführen zu sollen, und bin überzeugt, daß durch einen schulmeisterhaft ausgeführten Unterricht in der Hygiene deren Erfolg weit weniger gesichert zu werden vermöchte, als durch die oben bezeichnete Art desselben.

3.

Der Belehrung in der Schule soll jederzeit das ganze Leben in der Familie entsprechen. Was nützt aller hygienische Unterricht, wenn innerhalb des Kreises der Familie täglich gegen die Hygiene geübt wird? Ohne ein auf gesunder Basis stehendes Familienleben demnach kein wahrer Erfolg der hygienischen Lehre.

Der Vater und die Mutter, sie sollen ihren Kindern mit dem guten Beispiele eines in jeder Beziehung normalen Lebens voranleuchten und so das in der Schule Gelehrte in jedem Augenblick verwirklichen; sie sollen Zucht in Sitten halten und Ordnung im Essen und Trinken, mäßig sein und lebenswürdig, leibliche und seelische Reinheit unablässig pflegen, und das Haus ebenso zu einer festen Burg machen, wie zu einem Tempel.

Ist der Mensch dazu verurtheilt, in einer Höhle des Schmutzes zu wohnen, zu hungern, zu frieren, böses Beispiel zu sehen und im Ozean der Noth von einer Welle zur andern geworfen zu werden, so kann keine Rede sein von Familienleben, und der in der Schule ertheilte Unterricht in der Hygiene wird entweder garnicht verstanden oder gibt zur Erbitterung des Armen und Nothleidenden gegen die Bessergestellten Anlaß.

Je geordneter, besser, harmonischer das Familienleben und je mehr Verständniß der Eltern und Erzieher für die ganze Hygiene, desto größer natürlich der Erfolg der gesundheitlichen Belehrung in der Schule. Ergänzen Schule und Familie, Unterricht und Erziehung sich in allen Stücken überhaupt, so ergänzen sie in Bezug auf Aneignung und Ausübung der Gesundheitslehre sich insbesondere, und ein gutes Familienleben kommt mir vor wie der Fruchtboden, in welchem die durch die Schule gepflanzten Samen aufgehen und zu edlen Bäumen heranwachsen.

4.

Die kommenden Geschlechter erblihen unter der Sorge, Liebe und Obhut der Frauen. Aus dieser Thatsache fließt, daß es ganz besonders darauf ankomme, das weibliche Geschlecht für die Lehre und Praxis der Gesundheitspflege zu gewinnen. Es ist dies noch aus einem anderen Grunde äußerst nothwendig, sagen wir richtiger: unerläßlich. Den gebildeten Theil der Gesellschaft in das Auge gefaßt, kann man sagen, die Frauen seien die natürlichen und nächsten Pflegerinnen der Aesthetik. Nichts scheint mir vortrefflicher zu sein, als Hygiene und Aesthetik in ihrer praktischen Ausübung der Mutter zu überantworten; denn nur diese ist im Stande, das Schöne mit dem Gesunden, mit dem Wahren und Guten in Harmonie zu setzen und mittels der Hygiene die Aesthetik und mittels der Aesthetik die Hygiene zu fördern.

Wie alles in der Welt, kann auch die Gesundheitspflege zu etwas Mechanischem, Schablonenhaftem, Geistlosem, ja ganz Verrücktem ansarten, wenn die wahre Lebensphilosophie, der Mutterwitz, die Genialität, die Erziehung fehlt. Ohne diese großen Hilfs- und Besserungsmittel fördert die Sucht, den Leib

zu pflegen und nach der Uhr zu leben, den Egoismus, und dieser letztere macht das größte Gift alles gesunden und sittlichen Bestehens, alles normalen gesellschaftlichen Zusammenlebens aus.

Darum bleibt aller hygienische Schulunterricht etwas wenig Fruchtbares ohne gute Erziehung und solche unmöglich ohne edle Frauen und Mütter. Doch, ein derartiges Geschlecht von Weibern erblickt keineswegs in den Pensionaten, sondern ausschließlich nur innerhalb eines harmonischen Familienlebens unter Einfluß von Schulen, die naturgemäß bilden, ohne jemals zu überbilden, vorfeinern, anstatt zu überfeinern, empfindsam machen, ohne jene krankhafte Empfindlichkeit zu nähren, welche das Grab alles Ursprünglichen, aller Sittlichkeit und aller wahren Gesundheitspflege ist.

5.

Ein wohl erzogenes und hygienisch belehrtes Volk ist die Voraussetzung jeder erfolgreichen Wirksamkeit der die Ausübung der Gesundheitspflege besorgenden Medizinalpersonen. Diese letzteren müssen, wenn sie überhaupt etwas Ordentliches leisten sollen, durchaus frei sein von Sorgen der Nahrung, müssen öffentliche Beamte und verpflichtet sein, jedem Menschen unentgeltlich mit Rath und Hülfe beizustehen. In solchem Falle liegt es nicht mehr in dem Lebensinteresse der Aerzte, daß Menschen krank seien, sondern daß diese letzteren möglichst gesund seien, und der Gesundheitsbeamte wirkt mit aller Kraft dahin, daß Krankheiten verhütet, Krankheitskeime zerstört, Wohlfahrt und Lebensfrische erhalten werden.

Die größte Mehrzahl der Leiden entspringt aus Fehlern in dem leiblichen und sittlichen Verhalten der Persönlichkeit. Diese ungeeignete Lebensführung erschwert den Erfolg jeder Maßnahme der Gesundheitsbehörde, ja vernichtet oft genug von vorne herein alles Gute. Diese ungeeignete Lebensführung des Publikums fördert unter den jetzigen Verhältnissen sehr wesentlich den Schlandrian der Rezeptmacherei und das medizinische Handwerkertum.

Gibt auch das Amt der Gesundheit Anregung und Befehl zu Entfernung der allgemeinen Schädlichkeiten, welche Gesundheit und Leben der Staatsbürger bedrohen, und der ärztliche Hygieniker oder der hygienische Arzt Anleitung und Vorschrift zu passender Pflege der Gesundheit, so liegt es doch an dem Einzelnen, Verständnis für derartige Anordnungen zu besitzen und mit dem aus solchem entsprungenen Triebe, die letzteren getreu zu befolgen, erfüllt zu sein. In der Gesundheitspflege kann keiner von dem andern sich vertreten lassen, sondern es muß jeder selbst thätig sein und den Maßnahmen des Amtes der Hygiene entgegenkommend sich fügen; mit anderen Worten: es muß jeder vernünftig leben und mit allen Kräften dahin arbeiten, daß auch der Mitbruder im Stande sei, naturgemäß zu leben; denn ein Hungernder und Frierender, ein Unmäßiger und Lasterhafter gefährdet, bedroht hundert wohl Lebende, Mäßige, Tugendhafte in ihrer leiblichen, sittlichen und gesellschaftlichen Gesundheit.

6.

Epidemien und Seuchen, welche den Aerzten und Gesundheitsbehörden so harte Nüsse aufzuknaden geben, nehmen ihren Ursprung aus freiwilligem oder nicht freiwilligem unpassenden Verhalten der Bevölkerung. Allerdings haben diese Krankheiten auch ihren Grund in mannichfachen Verhältnissen des Erdbodens und der Gewässer, der Winde und des Wetters; allein bei vollkommen gesundheitsgemäßem Verhalten der Menschen könnte keine Epidemie große Ausbreitung gewinnen. Mit Zunahme der Unwissenheit und Leidenschaftlichkeit, des Aberglaubens und der Geistesroheit, des Elends und der Kraftlosigkeit erhöht sich die Stärke und Ausbreitung der Epidemien, die Erfolglosigkeit der gesundheitspolizeilichen Maßnahmen, die Sterblichkeit der Menschen.

Aus alle dem ergibt sich, daß es bei Verhütung und Aus-

tilgung der seuchenartigen Krankheiten hauptsächlich auf die Verfassung, Befähigung und Lebensführung des Einzelnen ankommt, auf deren Verständnis für die Maßnahmen der Gesundheitsbehörde und ebenso vernünftige wie energische Ausführung dieser Anordnungen.

Je mehr der Mensch dem Elend verfallen ist, dem Jammer und Siechthum, desto kleiner ist seine Thatkraft, sein Widerstandvermögen, seine Einsicht, desto weniger ist er im Stande, zu Vernichtung der Krankheitsursachen die Hand zu bieten. Der Kampf gegen die Seuchen beginnt also naturgemäß mit der Ausbesserung des Elends und der Verbesserung der körperlichen Constitution der Bevölkerung, insbesondere der armen und nothleidenden Klassen.

Hierzu gehört sehr viel und sehr wenig; zunächst aber Menschenliebe und Einsicht. Diese beiden tilgen alle Barbarei aus Gesetz und Sitte, somit die größten Hemmnisse jeder normalen Entwicklung und die Momente, welche allen Seuchen und jeder Krankheit überhaupt in enormem Maße Vorschub leisten.

7.

Die Gesundheitsbehörde muß ihr Augenmerk auf alles richten, was mittelbar oder unmittelbar die leibliche und geistige Gesundheit zu beeinträchtigen vermögend ist. Und wie ungemein viel gehört nicht in diese Kategorie! Daher ist es nöthig, daß der Rath der Gesundheit aus zahlreichen Organen bestehe, die allen Zweigen menschlicher Thätigkeit angehören und durch das Band der allgemeinen und hygienischen Bildung mit einander verbunden sind. Gesundheitspfleger von Fach, Aerzte, Lehrer, Staatsmänner, Sicherheits- und Wohlfahrtsbeamte, diese alle gehören in den Organismus der Gesundheitsbehörde.

Oben lernen wir eine unerlässliche Voraussetzung jeder erfolgreichen Wirksamkeit des Gesundheitsamtes kennen: ein gebildetes, von leiblichem und sittlichem Elend freies, normal lebendes Volk. Die andere, ebenso unerlässliche Voraussetzung ist, daß dem Amte der Gesundheit nicht nur die anordnende, sondern auch die vollziehende Gewalt eigen sei.

Ministerien der Gesundheit sind in gebildeten Ländern ganz ebenso nöthig, wie Ministerien der Landwirtschaft, der Marine und des Handels. Finden die lokalen Gesundheitsbehörden ihren Mittelpunkt in einem Ministerium, wie ihren Obmeister in einem „Minister mit Brieftasche“, so geht ihre Arbeit energisch und mit größerer Wahrscheinlichkeit guten Erfolges von statten.

8.

Je nach der Stellung, welche der Mensch den äußeren Einflüssen gegenüber behauptet, je nach seinen ganzen persönlichen Verhältnissen, wie Alter, Geschlecht, Leibesverfassung, Temperament, Komplexion, Lebensart und Beschäftigungsweise, gesellschaftlicher Stellung, Religion, Besitz und ererbten Verhältnissen, — ist seine Art zu erkranken und damit auch die Art der Gesundheitspflege verschieden. Ein und dasselbe hygienische Verhalten, welches den Mann auf der Höhe des Lebens blühend macht, bringt den Greis unter die Erde; eine Nahrungsweise, welche dem Tagelöhner wohl thut, macht den Gelehrten krank, u.

Hier erwächst der Gesundheitspflege die Aufgabe, jeder Persönlichkeit, jeder Gruppe in der menschlichen Gesellschaft das Richtige und Ersprießliche zu rathen, damit alle normal erhalten werden und keiner verloren gehe; damit alle ihre natürliche Bestimmung erreichen, jeder seine Aufgabe erfülle, und kräftige Generationen erzeugt werden, welche in dem Kampfe um das Bestehen ausdauern und erstarken.

Diesen Kampf immer mehr zu mäßigen, ist die Humanität bemüht; aber, auch ungeachtet der besten Erfolge der letzteren, wird das Ringen um die Existenz niemals aufhören: nur werden dereinst die Menschen nicht mehr einander, sondern die Gewalten der Natur bekämpfen.

(Fortsetzung folgt.)

Afrika und seine Erforschung.

Geschichtliche Zusammenstellung von Dr. Max Trautl.

(Fortsetzung.)

Bevor wir zur Schilderung des Nigerlandes schreiten, dessen Erforschung unstreitig die meisten Opfer gekostet hat, wollen wir uns den von Mohamedanern bewohnten Norden Afrikas, das mitteländische Küstenland, ansehen. Diese einst hochkultivirten Länder waren

den Alten bis zu dem Atlasgebirge bekannt. Römische Schriftsteller melden, daß neunzehn Jahre vor Christi Geburt der Heerführer Cornelius Balbus von Gades aus tief in die Sahara drang und die Hauptstädte der Garamanten, Sidanus und Garama (heute Ghadames und Djerma) eroberte. An der Nordgrenze von Fesjan, im Wadi Gherdi, entdeckte Dudeney ein römisches, von Barth wieder aufgefundenes Grabmal (27. Grad nördlicher Breite), das südlichste Denkmal römischer Welt Herrschaft. Was der Fanatismus des Islams in den Atlasläu-

den nicht zerstört hat, haben die Afrikaerforscher Schaw, Jackson, Greenville, Kennedy, Peyssonet, Dessfontaines, Renou, Dubehrier, Wagner, Zill und Freiherr von Malzan geschildert. Wie schon im ersten Artikel erwähnt, nahmen viele Forscher ihren Ausgang von Tripolis. Vor England und Preußen ausgerüstet, traten auch Barth und Overweg unter Richardsons Leitung 1849 ihre berühmte Reise hier an und erreichten über Fesjan, Khat und das bis dahin unbekannte Gebirgsland Asben glücklich den Sudän (Nigerland). Richardson, dann Overweg starben in der Nähe von Kufa, am Tschadsee (12. Grad nördlicher Breite), nur Barth kehrte nach 5½ Jahren glücklich nach Tripolis und von da in die Heimath zurück. Er hat weite Länderstrecken Innerafrika's, neue Reiche und Völker der Welt erschlossen.

Die Strapazen, welche Kohns und Dr. Strecker in dieser Gegend (September 1879) durchmachten, übersteigen die kühnsten Phantasien eines Romanschriststellers. Die Entfernung von Batsal nach Taiserbo beträgt 220 englische Meilen. Batsal ist der südlichste Brunnen Grenaikas und Taiserbo die nördlichste Oase Aufrachs. Auf dieser ganzen Strecke ist nirgends Wasser. Kohns und Dr. Strecker brauchten, um sie zu durchmessen, nur 108 Stunden, also kontinuierlich vier Tage und vier Nächte und 12 Stunden. An Schlafen konnte dabei garnicht gedacht werden, und wenn Kohns auch ein Pferd zur Verfügung hatte, so konnte dasselbe doch nicht gewechselt werden. Menschen und Thiere waren Tag und Nacht in Bewegung und muhten es, weil sonst die Karawane an Wassermangel zu Grunde gegangen wäre. Hier heißt es ankommen oder verschmachten. Ihr in Schläuchen mitgenommenes Wasser hatte schon am zweiten Tage einen fauligen Geruch und bei der fortwährenden Verfolgung durch die Berber war aus Ablochen auch nicht zu denken. In welchem Zustande die Reisenden in Tripolis ankamen, kann man sich denken, aber sie kamen an.

Weniger glücklich sollte Vogel aus Leipzig sein, der Barths Forschungen weiter fortsetzte. Er wurde zu Wara in Wadai am 8. Februar 1856 ermordet. Selbst sein Märtyrertod sollte der Wissenschaft nützen. Die Aufgabe, seinen lange bezweifelten Tod festzustellen, veranlaßte außer der Heuglin'schen Expedition auch die Unternehmungen Beurmans und Gerhard Kohns. Moriz von Beurmann landete 1862 in Bengasi; aber weder von Aushsila noch von Murzuk und Wan aus gelang es ihm, die direkte Route nach Wadai sich zu öffnen, um Vogels Tod festzustellen. Er ging dann noch über Bilna nach Kufa, besuchte Jafoba und wurde bei seinem Eintritt in das Reich Wadai in Mao nordöstlich vom Tschadsee im Februar 1863 erschlagen. An Kühnheit und Ausdauer ihm gleich, doch an Erfahrung überlegen, ist Gerhard Kohns, dessen Ausplünderung wir im ersten Artikel schilderten. Als französischer Soldat in Algerien mit arabischer Sprache und den Sitten des Islams bekannt geworden, durchstreifte er von Tanger aus ganz Marokko, kam 1861 bis zu der südlichsten Oase Tafilet und versuchte zwei Jahre später erfolglos von Algerien nach Tschimbuktu vorzubringen. Dagegen drang er, der erste Europäer in arabischer Kleidung, über die Schneergebirge des Hohen Atlas über Tafilet bis Tuat. Ein im Nigergebiet ausgebrochener Krieg veranlaßte ihn, statt nach Tschimbuktu über Gabames nach Tripolis und von da nach Deutschland zu reisen. Einige Monate später war er schon wieder in Gabames und da ihm über Murzuk der Eintritt in das Land Wadai nicht gestattet wurde, wendete er sich westlich nach Kufa, überschritt den Niger und drang bei Lagos bis zur Küste des Atlantischen Ozeans. Kohns hatte somit den afrikanischen Kontinent seiner Breite nach durchgemessen, was außer ihm, in anderen Regionen Afrika's, unter den Neuern nur noch Livingstone, Spele und Stanley gelungen ist. Die Alterthumskunde verdankt ihm außerdem treffliche Detailkarten der Lybischen Wüste, der Khyrenaisa und der Jupiter-Ammons-Oase. Mit Geschenken des Königs von Preußen an den Sultan Omar von Bornu betraut (1869), eine Mission, die sich 10 Jahre später nach Wadai wiederholte und für ihn so verhängnisvoll wurde, übergab er dieselben dem Forscher Nachtigal, der mit der schon erwähnten muthigen Holländerin Alexandrine Tinné nach Süden aufbrach. Der zur Schau getragene Reichthum der Dame weckte die Neugier der Tuarek, welcher sie unweit Murzuk im Juni 1869 erlag. Nachtigal entkam in das den Europäern bisher unbekannte Land und übergab, halb verschmachtet, in Kufa dem Sultan seine Geschenke. Zwei Jahre lang schlug er sich unter Entbehrungen aller Art mit dem schwarzen Gesindel um den Tschadsee herum. Dieser gefährlichen Zerstörung verdanken wir die Kenntniß der um den Tschadsee gelegenen Landschaften Borku, Bodele und Bagirmi und des nordöstlichen Abflusses des Tschadsees, des Bahr el Ghafal.

Kehren wir nach der erläuternden Einleitung zu dem zweiten Distrikt, dem Nigergebiet, zurück. Das Flußgebiet des Niger, von dem man bis vor kurzem weder den Ursprung noch die Mündung kannte, ist ein wahrer Kirchhof für die Afrikareisenden. Die Afrikanische Gesellschaft in London hat die Erforschung Sudäns von allen Richtungen her in Angriff genommen. Im Auftrage der Gesellschaft drangen Lucas von Tripolis, Vedyard von Rubien und Houghton vom Gambia ins Innere des Landes, wobei alle Drei umliefen. Der Schotte Mungo Park war am anfänglich glücklich, ohne jedoch dem Schicksal seiner Vorgänger zu entrinnen. Unter namenlosen Beschwerden und Gefahren erreichte er vom Gambia aus 1795 den Niger in Bambarra und rettete sich, krank und wie ein Bettler abgeriffen, zu dem Mandingo zurück, von wo ihn ein Skavenhändler 1797 zum

Gambia geleitete. Noch einmal drang er von da, aufs neue ausgerüstet, durch unwegsames Gebirgsland zum Niger vor, aber von 43 Begleitern brachte er nur acht krank und entkräftet an den Strom. Auf einem Boote, welches er selbst gebaut, trat er die verhängnisvolle Stromfahrt am 19. August 1805 an. Nach vergeblichen Versuchen, sich mit den Anwohnern friedlich zu verständigen, begannen die Angriffe der Tuarek von Kabara unterhalb Tschimbuktu. Zuletzt allein im heldenmüthigen Widerstande, fuhr Mungo Park den Strom hinab, um nahe am Ziele bei Bussa ein ruhmvolles Ende zu finden. Die nächsten Opfer, welche die Erforschung des Niger erforderte, waren die drei Deutschen Reisenden Hornemann, Seegen und Röntgen. Das Schicksal scheint die Franzosen zu den zukünftigen Herren des nordwestlichen Afrika's bestimmt zu haben, weil es einestheils ihre Kolonien am Senegal und in Algerien gedeihlich unterstützt, anderntheils aber ihren Forschern die Wege zu wichtigen Entdeckungen ebnet. Den Kreuz- und Querzügen in Senegambien (1818) des Franzosen Mollien verdanken wir die Kenntniß der Quellen des Senegal, Gambia und Rio Grande. Während die Engländer Ritchie, Dubney, Clapperton, Denham und Laing auf der Reise nach Tschimbuktu dem mörderischen Klima erlagen, war es einem Franzosen, Namens René Caillie, beschieden, das heißersehnte Ziel als schloßer Abenteuerer im Bettlergewande zu erreichen. Die zünftigen Gelehrten Englands haben ihn zwar als Aufschneider und Lügner verschrien, aber die Folgezeit hat seine Glaubwürdigkeit unwidersprechlich erwiesen.

Einem anderen Abenteuerer, Namens Richard Lander, einem Diener des Naturforschers Clapperton, gelang es, ohne jegliche Ausrüstung das von Mungo Park vergeblich erstrebte Ziel zu erreichen. In Begleitung seines Bruders John drang derselbe von Baglari an der Sklavenküste aus zum Niger nach Bussa vor und verfolgte glücklich den Strom bis zu seiner Mündung. Durch Lösung dieses Problems, mit dem sich schon die Araber und Portugiesen beschäftigt haben, wurden die Uferländer des Niger mit einem Schlage aufgeschossen, weil dadurch die Einfahrt der Schiffe vom Meerbusen von Guinea in den Niger ermöglicht wurde. Der unerschrockene Richard Lander war auch der erste, der im Jahre 1832 im Dampfboot mit dem Kapitän Laird den Niger stromaufwärts fuhr. Oldfield und Allens setzten zu Wasser und zu Lande die Erforschung des Nigerstromgebietes fort und letzterer wollte sogar, um die Schrecken des Skavenhandels zu mildern, am unteren Niger eine Ansiedlung freier Neger gründen, aber Sumpffieber, denen Weiße wie Neger erlagen, wurden Ursache, daß das menschenfreundliche Unternehmen mißlang. Der Bürgengel des afrikanischen Sumpfes machte auch dem vielbewegten Leben des Richard Lander ein Ende. Auf der Insel Fernando Po hat man ihn neben den deutschen Naturforscher Vogel gebettet. Der Rest der Expedition drang im Jahre 1854 unter Baikie's Leitung auf einem Nebenfluß des Niger, Benué genannt, in das Land Tschadba und erreichte hier die Stadt Jola, den südlichen Endpunkt der Barthschen Reise in Abamana. Hier sind sie verschollen. Da nun bereits ein Vierteljahrhundert ohne jegliche Nachricht von ihnen verstrichen ist, darf man sie wohl kaum mehr unter den Lebenden suchen. Am oberen Niger und in den westlich und nördlich davon liegenden Ländern waren die Franzosen, wie schon oben bemerkt, glücklich in all ihren Unternehmungen. Kohns's Untersuchungen in Marokko und Caillie's Ausschlässe im Berberlande Assauat vervollständigten der Franzose Leopold Banet (1852) und der Marokkaner Sibou Moghaad (1861). Die im Jahre 1697 von Ambrosius Bruun am Senegal gegründeten Kolonien suchte Frankreich nicht zu vergrößern, wohl aber zu konsolidiren. Von Senegambien aus, wo sich von Jahr zu Jahr Frankreichs Handelsverbindungen erweiterten, haben der Marineleutnant Lambert (1860) das Land Fouta Djallon und die Schiffszärzte Mage und Duintin (1863—1866) das Nigergebiet von Sansanding bis Segou erforscht, ohne indessen Tschimbuktu erreichen zu können. Der Niger, dessen weitenbreites Delta (die Schlammbarre an der Mündung) durch kartographische Aufnahmen französischer Marineoffiziere vollständig bekannt geworden ist, erschließt sich dem Handel mehr und mehr, wogegen der klimatischen Verhältnisse wegen an eine Festsetzung der europäischen Kultur in diesen Sumpfigegenenden vorderhand nicht zu denken ist. Günstiger gestaltet sich die Sache am oberen Niger, wie uns Winwood Reade berichtet, der 1869 bis Farabana, ein Dorf knapp vor den Nigerquellen, drang. Somit waren die Nigerquellen noch nicht entdeckt. Während wir dieses schreiben, kommt eine hochbedeutende Nachricht. Wie eine am 12. November in Marseille eingetroffene Depesche aus Sierra Leone anzeigt, haben die Herren Zweifel und Moustier, Repräsentanten des Marsseiller Handlungshauses Vermint, im Laufe des September die Quellen des Niger erreicht, jenes Hauptstromes des westlichen Sudän, dessen Wiege bisher in den nördlichen Abhängen des Conggebirges verborgen geblieben und von vielen Reisenden, so namentlich von dem Franzosen Caillie und den Engländern Laing und Winwood Reade vergebens gesucht worden war. Auf Veranlassung ihres Prinzipals Vermint zogen die Herren Zweifel und Moustier von Sierra Leone (eine französische Faktorei am Atlantischen Ozean unter dem 9. Grad nördlicher Breite) den Kofellasthuf entlang zum Fuße des Conggebirges, erwirkten von der kriegerischen Bevölkerung dieser Gegend, welche bisher stets die Weißen von ihren Bergen zurückgewiesen hatten, die Erlaubniß, die Gebirgskette zu überschreiten und besuchten ohne weitere Ansehung die drei Quellen, aus welchen die Bäche entspringen, die sich später zu dem Niger vereinigen. Der erste Brief, der von Zweifel

und Moustier eintraf, war vom 27. Juli 1879 aus Bumba, der Hauptstadt von Limbah, datirt. Bemerkenswerth ist, daß, während vor zehn Jahren Winwood Reade die Länder Lekka und Limbah noch von dichtem Urwalde bedeckt fand, jetzt dieselben nur wenig Wald und nur hier und da noch einige stattliche Bäume zeigen, im ganzen aber in Steppen verwandelt sind, weil die Eingebornen die Bäume niederhauen, um Palmöl zu gewinnen. (Also auch hier schon Waldverwüstung mit ihren spätere Generationen bedrohenden Folgen). Dagegen fanden die französischen Reisenden auf ihrem Pfade tausende von jungen Palmen, die noch keine Äste tragen; es bestand dort ein Gesetz, daß jeder, der einen jungen Palmbaum abschneidet, zum Sklaven gemacht wird. Am 16. August trafen die Reisenden in Falabah, der Hauptstadt des Königs Sioa, ein und wurden gastlich aufgenommen. Am Tage darauf hörten Zweifel und Moustier, daß das große Wasser Djoliba (Niger) zwischen dem Lomah und einem andern Berge durchbreche und daß seine drei Quellen zwei Tagemärsche von letzterem Berge lägen, sich in einem Teiche vereinigten und dem Djoliba zuflömen. Die Reisenden wurden vom König Sioa mit einem Führer versehen und zu den Korantos des Lomah begleitet. Ihr letztes Schreiben ist vom 3. Oktober und meldet nur kurz die harten Strapazen, die sie durchzumachen hatten. Wir führen folgende Stelle wörtlich aus dem Berichte an, den der Geograph Reclus in der „Republique française“ veröffentlicht: „Auf dem Südrande des Berges Lomah und der denselben begleitenden Höhen konnten sie indeß die Lage der Quellen des Karamanta und des Roquelle, die sich ins Atlantische Meer ergießen und von denen letzterer an seiner Mündung Freetown auf Sierra Leone neigt, sehen. Sodann die Kette überschreitend, folgten sie dem nördlichen Abhange von West nach Ost, kamen aber in mehrere Zuflüsse des oberen Niger und wären in einem derselben, dem Falito, fast ertrunken. Endlich, zu Anfang Oktober, gelangten sie an ihr Ziel.“ Es folgt nun die Angabe von der Lage der Quellen bei dem Dorfe Kulako. Die Reisenden hatten von Plazregen und den üblichen Raubansfällen und Erpressungen der Eingebornen schwer zu leiden, und sie wurden durch einen Kriegszug der Somaras gezwungen, den Plan weiteren Vordringens aufzugeben und erreichten nur deshalb Sierra Leone ungefährdet, weil sie ohne Gepäck reisten. Wieder ein Beweis, daß das schlichte Auftreten in Afrika die Erforschung mehr wie alles andere fördert. Der geniale Erbauer des Suezkanals, jener Wasserader, die die Landenge zwischen Asien und Afrika durchschneidet und tausende von Seemeilen zwischen Europa und Ostindien erspart, der alte unerlässliche Lesepis, hat Bemessungen in der Wüste Sahara vorgenommen und dadurch in Erfahrung gebracht, daß das Gebiet zwischen der Dase Tafilet und der Stadt Ghabames unter dem Meeresspiegel liegt. Um nun diese Sandwüsten der Verberet, welche die französisch-afrikanische Provinz Algerien von den französischen Kolonien am Senegal trennen, urbar zu machen, will man einen Kanal durch die Schluchten des kleinen Atlas graben und die unter dem Niveau des Meeres liegenden Landestheile unter Wasser setzen. Das verdampfende Wasser, glaubt man, würde als feuchter Niederschlag den Pflanzenwuchs der Wüste befördern. Man strebt aber noch auf andere Weise die Vereinigung der Senegal- und Niger-Kolonien, und zwar durch eine Eisenbahn, an. Der französische Minister der öffentlichen Bauten, Freycinet, hat der Deputirtenkammer in Paris ein Gesetz um Votirung von 6 000 000 Francs zum Behufe von Vorarbeiten für eine Eisenbahn von Wlibah-Medeah in Algier durch die Sahara nach St. Louis am Atlantischen Meer vorgelegt. Die der Türkei nur locker angegliederten Barbarenstaaten Marokko, Tunis, Tripolis und Aegypten werden nach dem Zusammenbruch des osmanischen Thrones in Konstantinopel herrenloses Gut, das demjenigen zufällt, der sich darum bemüht. Nach dem brutalen Gesetze der logischen Nothwendigkeit muß England, das sich bereits Gibraltar, Malta und Cyperns bemächtigt hat, die Hand nach Aegypten ausstrecken. Da nun Spaniens und Italiens Wünsche nach dem Rest nicht berücksichtigt werden und Deutschland in Afrika seinen Besitz anstrebt, so ist aller Wahrscheinlichkeit nach Frankreich der lachende Erbe des kranken Mannes von Stambul. An die Bildung von unabhängigen Staaten ohne europäische Vormundschaft ist bei den verrotteten Zuständen Nordafrika's nicht zu denken. Somit haben unsere Nachkommen die Entstehung eines afrikanischen Indien, aber auch den Sieg der Bildung über die rohe Gewalt zu gewärtigen.

(Fortsetzung folgt.)

„Tief unter der Erd.“

Die im Königreich Sachsen in einem fruchtbaren, von sanften Hügeln umschlossenen Thale, dem sogenannten Schwanfelde, an der Mulde gelegene Stadt Zwickau erreichte zufolge ihrer vortheilhaften Lage an der großen, Süd- und Norddeutschland verbindenden Handelsstraße von Nürnberg nach Leipzig bereits im frühen Mittelalter als Handels- und Gewerbstadt eine hohe Blüthe. Noch früher, unter den nächsten Nachfolgern Kaiser Heinrichs des Städtebauers, besaß sie sogar eine Zeitlang den Rang und die Vorrechte einer freien Reichsstadt. Seit dem sechzehnten Jahrhundert aber verminderte sich ihr Wohlstand und ihre Bedeutung und sie sank zu einer Kleinstadt von 6000 Einwohnern herab, bis vor einem halben Jahrhundert etwa der Kohlenbau in den umliegenden Bezirken einen ungeheuren Aufschwung nahm, durch die Wohlthatigkeit dieses Feuerungsmaterials industrielle Unternehmungen herbeigeflockt wurden und die Einwohnerzahl eine so

rapide Steigerung erfuhr, daß die Stadt gegenwärtig ca. 26 000 Bewohner zählt.

Die vielen Dampffesseln des zwickauer Bassins machen den Fremden schon von weitem auf die rege und ausgebreitete Thätigkeit aufmerksam, die hier unter der Erde herrscht. Der zwickauer Steinkohlenbau ist wahrscheinlich einer der ältesten in ganz Deutschland; es bedurfte jedoch Jahrhunderte, bevor er sich in so großartiger Weise entwickelte, wie er jetzt betrieben wird. Vornehmlich wurde er früher durch die im Jahre 1520 erlassenen, dann mehrfach erneuerten, abgeänderten und ergänzten Kohlenordnungen gehemmt, welche die ungemein lästige Reibeladung zur Vorschrift machten. Infolge dieser Vorschrift nämlich durfte eine Grube eine von ihr geförderte bestimmte Menge Kohlen nicht eher verkaufen, als bis die Reibe an sie kam und der Vorrath der vorhergehenden Gruben abgesetzt war. Die Aufhebung dieser Beschränkung im Jahre 1823 hatte eine außerordentliche Beschleunigung des Steinkohlenbaubetriebs und eine bedeutend vermehrte Förderung des Heizmaterials zur Folge. Im Jahre 1826 nahm die Anwendung der Dampfmaschinen ihren Anfang, 1837 dehnte sich der Kohlenbau bis in das Weichbild der Stadt selbst aus, und es bildete sich eine Anzahl Aktiengesellschaften, darunter als die bedeutendsten der im genannten Jahre ins Leben getretene „Zwickauer Steinkohlenbauverein“ und die Bürgergewerkschaft, welche die Kohlen erbohrten, und während im Jahre 1820 im zwickauer Steinkohleneviere nur erst 65 000 Scheffel gewonnen worden waren, belief sich 1863 die Zahl der zutage geförderten Scheffel auf 14 Millionen. Und dabei ist wohl zu beachten, daß der zwickauer Kohlenbezirk, welcher die Feldmarken von Zwickau und den Dörfern Planitz, Bodwa, Oberhohndorf, Reinsdorf, Schedewitz, Neubörsel und Marienthal umfaßt, nur etwa der 200ste Theil des gesammten deutschen Steinkohlengebietes ist; ja, er ist nicht einmal so groß, wie der württembergische, denn er hat nur etwa 2300 Ader oder gegen $\frac{1}{4}$ Quadratmeile, übertrifft diesen aber bei weitem an Bedeutung, weil einestheils das zwickauer Terrain viel vollständiger aufgeschlossen und deshalb hier nur wirklich ergiebiges, bauwürdiges Kohlenfeld bezieht ist und weil andererseits seine Flöze viel mächtiger, d. h. reicher an Kohlen sind, als die des württembergischen Bassins. Die größte Mächtigkeit besitzt der brüdenberger Schacht, dessen sieben Flöze über 50 Fuß mächtig sind und dadurch die größten Kohlenflöze besitzen, die man überhaupt bis jetzt auf einem einzelnen Werk in Sachsen vorgefunden hat. Die Zahl der um Zwickau gelegenen Schächte beläuft sich auf 128; ihre Tiefe nimmt zu, je mehr sie sich der Tiefe des Bassins nähern, sobald bei Planitz und Bodwa die Kohlenflöze der Oberfläche am nächsten liegen, während sie am brüdenberger Werk in eine Tiefe von 2000—2500 Fuß hinabgehen. Die Leistungsfähigkeit der einzelnen Schächte hängt natürlich davon ab, ob man sich beim Betrieb der Menschenhände oder der Dampfmaschinen bedient. So fördert zum Beispiel ein nicht zu tiefer, sogenannter Hospelschacht täglich nur mit Mühe 180 Centner, während die größeren Maschinenschächte aus 1000 Fuß Tiefe täglich deren 4000 und mehr herausschaffen. Die Handförderung weicht denn in der That auch immer mehr dem Betriebe durch Maschinen. Im Jahre 1866 schon arbeiteten im zwickauer Kohlenbezirk 97 Dampfmaschinen von zusammen 3320 Pferdekraften, gegen 5400 Arbeiter und 270 Beamte. Die stärksten Maschinen werden indeß nicht zur Kohlenförderung, sondern vielmehr zur Bewältigung der Grubenwasser gebraucht, zu welchem Zwecke an zweidrittel der ganzen Maschinenkraft erfordert werden. In den bodwa-oberhohndorfer Gruben mußte infolge der im Jahre 1858 stattgefundenen Ueberschwemmung eine Dampfmaschine von 225 Pferdekraften nahezu ein Jahr arbeiten, damit das eingedrungene Wasser beseitigt wurde, obgleich dieselbe in jeder Minute 160 Kubikfuß Wasser aus einer Tiefe von 500 Fuß hob; im brüdenberger Werke ist eine Maschine von 200 Pferdekraften thätig, um den Zubrang des Wassers zu verhindern. Der Kohlenbau verzehrt demnach selbst wieder einen nicht unbedeutlichen Theil der gewonnenen Kohlen.

Erwähnung verdienen schließlich die in der zwickauer Gegend vorhandenen unterirdischen Steinkohlenbrände. Der eine derselben, welcher im bodwaer Kommunwalde begonnen hat und nachdem er viele Millionen Centner Kohlen verzehrt hatte, im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts, weil das Ende des von ihm ergriffenen Flözes unter Wasser ging, wieder erlosch, soll nach M. Petri Albini meißnischer Berg-Chronik schon im Jahre 1505 dadurch entstanden sein, daß ein Bürger aus Zwickau in dem genannten Walde Fische aus ihrem Baue habe ausbrennen wollen, wodurch der Wald in Brand gerathen sei und dieser das Kohlenflöz ergriffen habe. Der andere, noch gegenwärtig andauernde Erdbrand bei Planitz wurde wahrscheinlich im dreißigjährigen Kriege durch den Ruthwillen kaiserlicher Soldaten veranlaßt. Alle, zum Theil sehr kostspieligen Versuche, das Feuer zu löschen, sind bis jetzt ohne Erfolg geblieben; jetzt bemüht man sich, einer weiteren Ausbreitung des Brandes dadurch vorzubeugen, daß man so viel wie möglich reine Luft hinzutreten läßt und, um dem Brande die Nahrung zu entziehen, das Flöz hinter demselben abbaut. Durch alte Baue, Klüfte und Risse steigt nicht selten der Dampf aus der Erde, die sich an solchen Stellen heiß erhält und auch im härtesten Winter keinen Schnee darauf liegen läßt. Das Gras grünt daher, während es im Sommer nur sehr schlecht und spärlich aufzukommen vermag, daselbst im Winter sehr üppig, und die Vögel geben die Winterreise auf, weil sie hier stets Nahrung finden. Der praktische Mensch hat auch diesen Umstand benützt, indem auf dem Rittergute Planitz die Wärme des Bodens zur

Heizung von Dreihäusern dient, in denen seltene, besonders tropische Pflanzen gezogen werden und südlüche Früchte in vorzüglicher Güte zur Reife gelangen. Die größten Brände fanden in den Jahren 1663 bis 1675, 1709, 1751, 1758, 1766, 1767, 1800 bis 1812 und 1824 statt.

Seit 1861 besitzt Zwidaue eine Bergschule, welche zur Bildung guter Steiger dient, und für die Kranken und Invaliden besteht bei jedem Kohlenbauvereine eine Knappschafftskasse. Leider sind diese Knappschafftskassen zum theil jetzt nicht mehr im Stande, ihre statutengemäßen Verpflichtungen zu erfüllen, weil einestheils die Zahl der Invaliden in den letzten Jahren eine rapide Zunahme erfahren hat und andertheils im Anfang der siebziger Jahre die Pensionsbeträge gesteigert wurden, ohne daß diese Steigerung durch eine Erhöhung der Beiträge der Arbeiter und der Werke wieder ausgeglichen worden wäre. Man ist schließlich genöthigt gewesen, zur großen Beunruhigung der Beteiligten und zum Verdruß der betreffenden Gemeinden, denen die nunmehr nur noch ungenügend unterstützten Invaliden schließlich zur Last fallen, bei der größten dieser Knappschafftskassen, der Bochwa-Oberhohndorfer, eine Herabsetzung der von ihr zu zahlenden Pensionsbeiträge auf die Hälfte eintreten zu lassen. Diese Thatfachen haben vor kurzem erst, am 27. November d. J., in der Zweiten Kammer des sächsischen Landtags eine Interpellation und darauf folgende längere Debatte hervorgerufen. Wenige Tage später trat die schreckliche Katastrophe ein, welche wie die am 2. August 1869 in den Gruben Gottes Segen und Hoffnung bei Botischappel im Plauen'schen Grunde stattgefundenen, der 274 Menschenleben zum Opfer fielen, alle Gemüther aufs tiefste erschütterte, und deren traurige Kunde inzwischen der Telegraph verbreitet hat: am 1. Decbr. abends 10 $\frac{1}{4}$ Uhr wurde die Belegschaft des zweiten Brückenberggeschafes, welche um 6 Uhr abends angefahren war, von einer gewaltigen Explosion schlagender Wetter getroffen und zu ihrem größten Theil getödtet. — Schlagende Wetter, um dem Unludigen gleich diese Bezeichnung zu erklären, sind Explosionen des sogenannten Grubengases, bestehend aus Kohlenstoff und Wasserstoff vermengt mit atmosphärischer Luft; nicht aber immer explodirt das Gas. Uebersteigt die Beimengung des Grubengases nämlich den achten Theil des Luftquantums, so erlischt die Flamme, beträgt aber die Beimengung ein Drittel und weniger, so findet eine Explosion statt, sobald das Gas mit einer Flamme in Verührung kommt. Am heftigsten sind die Wetter, wenn die Beimengung ziemlich genau ein Drittel beträgt. Sie hinterlassen eine stark mit Kohlen säure geschwängerte Luft, wovon gewöhnlich ein einziger Atemzug genügt, um den Tod herbeizuführen. Wer den Tod nicht sofort durch die Explosion selbst findet, erstickt in den nächsten Sekunden durch den Nachschwad. Nur die an entfernteren mit den Schächten in Verbindung stehenden Orten arbeitenden Bergleute können mit dem Leben davon kommen. Das beste Mittel gegen schlagende Wetter besteht in einer guten Wetterführung (Ventilation), die aber nicht immer, und zwar besonders bei bedeutenden Tiefen nicht leicht zu bewerkstelligen sein wird. (Schluß folgt.)

Weihnachten auf dem Hohen Twiel. (Bild Seite 148 und 149.) Das Jahr ist lang und zählt der Tage viel, in denen man sich freundliches erweisen kann, aber der Deutschen Sinnesart will auch dafür einen Tag vorgeschrieben haben, darum ist bei ihnen vor anderem Volk die Sitte der Bescheerung eingeführt. Das gute Herz hat sein besonderes Landrecht. Mit diesen Worten leitet Schefel die anmuthige Schilderung der Weihnachtsfeier auf dem Hohen Twiel in seinem geschichtlichen Roman „Elkehard“ ein, dessen kurzgefaßten Inhalt wir den Lesern der „Neuen Welt“ in Nr. 42 des Jahrganges 1879 mitgetheilt haben. Dieses köstliche Zeitbild jener barbarischen Epoche gibt uns eine verständlichere Anschauung der spärlichen Kulturleime als manches dicke Handbuch gelehrter Forschungsergebnisse, weil es dem Dichter gelang, unsere Vorfahren im 10. Jahrhundert uns nicht nur menschlich, sondern gemüthlich nahe zu bringen. Ein eigenthümlich trauliches Gefühl überschleicht uns besonders, wenn wir in ihren Gebräuchen das gleiche Wesen wie in unsern eigenen entdecken. Wir empfinden, daß wir Enkel jener Geschlechter, wenn wir die Bewohner des Hohen Twiel, wie sie unser Bild darstellt, am Weihnachtsfeste in gleicher Weise von den Gefühlen der Liebe und Zusammengehörigkeit mit erfüllt sehen, wie sie uns Moderne an diesem Feste ergreifen. Zur Erklärung unseres Bildes wollen wir die betreffende Abtheilung aus Schefels „Elkehard“ herausgreifen; „Da schreibt Elkehard nach St. Gallen an Bruder Foltart und dieser sendet ihm Pergament, Farben und Pinsel und köstliche Tinte. Und als Festgeschenk für die Herzogin schreibt er nach vielen Versuchen, die von der Erschaffung der Welt ihren Ausgang nehmen, ein schlichtgefälliges Gedicht nieder, worinnen er erzählt, daß Virgilius ihm in seiner Thurmeinsamkeit erschienen sei, erfreut darüber, daß in deutschen Landen seine Gefänge fortlebten, der hohen Frau dankend, die seiner pflege. Und

dazu malt er in der strengen Weise Foltarts ein Bild: die Herzogin mit Krone und Szepter, auf hohem Throne sitzend, Virgilius mit Elkehard, ihr huldigend gegenüber. Sich selbst malt er kleiner als den großen Dichter der Römer, die Herzogin zwei Finger breit höher als diesen. Damit er den richtigen Faltenwurf in der Herzogin Gewand treffe, steht ihm die schelmische Griechin Praxedis Modell. Das alles geschieht, wie es sich bei Weihnachtsbescheerungen gebührt, im Geheimen. Mittlerweise schaltet Frau Hadwig, die Schwabenherzogin, in der Küche unter den dienenden Mägden, Meßl und Honig austheilend und die Backung der Lebkuchen anordnend. Im Frauensaal aber ist die Grammatika und Virgili's Aeneide für einige Zeit beiseite gelegt, da wird genäht und gestickt, Knäuel von Goldfäden und schwarzer Seide liegen umher, und der nichts ahnende Elkehard, als er einstmals unvermerkt eintritt, wird von Praxedis schleunigst wieder hinausbefördert. Eine prächtige goldgestickte Stola arbeitet man hier für den, den die Herzogin am liebsten in glänzender Waffenrüstung sähe. Endlich kommt der Höhepunkt der Bescheerungssonne, auf welche alle die geheimnißvollen Vorbereitungen hünzielten. Im Vordergrunde unseres Bildes kniet die schelmische Griechin Praxedis und packt den geheimnißvollen Korb aus, der aus St. Gallen gefandt ward. Drinnen fand sie den prächtigen Auerhahn, und das Brieflein, das bei dem stattlichen Federwild lag, wird zum Ergößen aller, bis auf die erröthende Griechin, von Elkehard beim Scheine des Christbaums vorgelesen: „Dem ehrwürdigen Bruder Elkehard auf dem Hohen Twiel durch Burghard, den Klosterkücher, Romeias der Wächter am Thor.

Wenn es zwei wären, so wäre Einer für Euch. Da es aber auf zwei nicht gegliückt hat, so ist der Eine nicht für Euch und Eurer kommt nach. Gesendet wird er an Euch, wegen Unwissenheit des Namens. Sie war aber mit der Frau Herzogin im Kloster und trug ein Gewand von der Farbe eines Grünpechts, den Kopf um die Stirn gestochen. Derselben den Vogel. Wegen fortwährender Gedenkung dessen, der ihn geschossen, an stattgefundenen Begleitung zu den Klausnerinnen. Er muß aber stark eingebeizt und müß gebraten werden, weil sonst zähe; bei Zuzug von Gästen soll sie das weiße Fleisch am Rückgrat selber verzehren, da dies das beste, und das braune von harzigem Geschmack. Dazu Glück und Segen, Euch, ehrwürdiger Bruder auch. Wenn auf Eurer Burg ein Wächter, Thurmwart oder Forstwart zu wenig, so empfehlet der Herzogin den Romeias, dem wegen Verspottung durch den Schaffner und Verklagung durch den Drachen Bivorad Veränderung des Dienstes wünschenswerth. Uebung in Thordienst, Einlaß und Hinausweisung fremden Besuchs betreffend, kann bezeugt werden. Ebenso was Jagd angeht. Und er schaut jetzt schon nach dem Hohen Twiel, als zöge ihn ein Seil dorthin. — Langes Leben Euch und der Frau Herzogin. Lebet wohl.“

Während der Durchlesung dieses urwüchigen Schriftstückes, stand Frau Hadwig, eine wundersame Mischung von Anmuth und Strenge, am Bescheerungstisch und hielt sinnend ihr Weihnachtsgeschenk, Elkehard's Gedicht, an den stürmisch pochenden Busen gedrückt. Die arme Herzogin! Während ihre Reifigen sich mit Weib und Kind an den Geschenken ergöhen, muß sie der Minne entsagen, weil der Erkorene ihres Herzens ein Priester ist. Während die Insassen der Burg mit dem aus Wälschland überkommenen Christenthum und seinen Gebräuchen prunkten, streute der hörige Husner Getreide vor seine verschneite Schwelle, um den heidnischen Wintergott Uller zu versöhnen, der mit Frau Holle im Wirbeltanz der Schneeflocken einherfuhr. Der Gebrauch beim Brande des Jullklozes Getreide für die hungrigen Vögel vor die Schwelle zu streuen, findet sich in Pommern und Mecklenburg noch heute vor. Das ist ein Weihnachtsbild jener so oft gepriesenen guten, frommen alten Zeit, wo Priesterherrschaft und Feudalismus blühten, aus welchem man die Federkraft des Menschengenies erlischt, das Alle in ewig wechselnde neue Formen und Gewänder umzukleiden. Nur die Licht- und Schattenseiten des menschlichen Gemüthlebens bleiben im Strome der Zeit unverändert.

Dr. M. T.

Der Ursprung der militärischen Uniformen geht nicht über das siebzehnte Jahrhundert zurück, denn vor Ludwig XIV. (1643 bis 1715) kannte man weder den Gebrauch noch den Nutzen davon. Die verschiedenen Heerhaufen folgten nur ihrer Fahne; die Soldaten erkannten sich theils an der Form ihrer Rüstung, theils an den Farben und Zeichen, die sie trugen. — Der Ursprung der Wappen schreibt sich von den Kreuzzügen her; man nahm sie anfangs aus Roth an, um sich zu erkennen. Die Ritter ließen die ihrigen auf ihre Schilde malen. Dieser Kriegsgebrauch ging hernach noch ins bürgerliche Leben des Friedens über. Von der Regierung Ludwig des Frommen (814—840) bis zu Karl VII. (1422—1461) trugen die Kavalier und Damen auf ihren Kleibern die Wappen, entweder gemalt oder gestickt.

Dr. B. R.

Inhalt. Dem Schicksal abgerungen, Novelle von Rudolph von B. (Fortsetzung). — Johann Wolfgang Goethe, von Dr. Max Vogler (Schluß). — Ueber Fremdwörter im Deutschen, von M. Wittich (Fortsetzung). — Betrachtungen über die Gesundheitspflege des Volkes, von Dr. Eduard Reich. — Afrika und seine Erforschung. Geschichtliche Zusammenstellung von Dr. M. Trausl (Fortsetzung). — „Tief unter der Erd.“ Von Dr. M. Vogler. — Weihnachten auf dem Hohen Twiel (mit Illustration). — Der Ursprung der militärischen Uniformen.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.

Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.